

3. Jahrgang. • Heft 4. • Juli 1904.

Oberschlesien

• • Zeitschrift zur Pflege • •
der Kenntnis und Vertretung
der Interessen Oberschlesiens.

Herausgegeben von

Dr. phil. Zivier.



Verlag von Gebrüder Böhm, Kattowitz O.-S.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Aus der Anfangszeit und den Kinderkrankheiten der oberschlesischen Industrie. Ein Gedenkblatt für Joh. Christian Ruberg. Von Dr. E. Zivier, Pleß.	213
Die Burgruinen Edelshein und Koberstein, ihre Umgebung und Geschichte. Von Oskar Mickliß, Freiwaldau	225
Verbreitung der Pflanzen in Oberschlesien in ihrer Abhängigkeit von den allgemeinen Lebensbedingungen. Von Bronny, Rektor, Schwientochlowitz	238
Markt- und Kindermilch im Industriebezirk. Von Dr. Friedmann, Beuthen O.-S.	252
<hr/>	
Das oberschlesische Volkslied. Von Benno Hein, Beuthen O.-S.	258
Eine Bauernhochzeit im Weichselthal. Von R. Vistulanus	266
<hr/>	
Umschau. Oberschlesien im Juni 1904. Von B. B. Der Juni als Lichtmonat. Prachtvolles Wetter. Landwirtschaft und Gartenbau. Die Küche im Juni. — Börse und Handel. — Oberschlesischer Bergbau. Kohlengeschäft. Dubenskogrube. Wohlfahrtseinrichtungen auf der Brandenburggrube, Königin Luisegrube, Bielechowitzgrube und Königgrube. Freibierfest auf der Königgrube. Generalbesatzung der oberschlesischen fiskalischen Steinkohlengruben-Bergreviere Nord-Kattowitz und Süd-Kattowitz. Berggewerbebericht Beuthen O.-S. — Oberschlesischer Eisenmarkt. Hochofen in Julenhütte, Königshütte, Friedenshütte, Donnersmarckhütte, Borßigwerk, Hubertushütte, Falvahütte und Gleiwitzerhütte. Die monatliche Roheisenerzeugung in Oberschlesien. Redenhütte. Bau des neuen Martinstahlwerks in Königshütte. Regierungspräsident Holz besichtigt die Werke der Schlesischen Aktiengesellschaft in Lipine und die Bismarckhütte. Prämiierung von 3 Beamten, 34 Arbeitern und 4 Arbeiterinnen auf der Donnersmarckhütte für 25 jährige ununterbrochene Dienstzeit. — Oberschlesisches Verkehrsweisen. Eisenbahnstrecken Polnisch-Neukirch-Bauerwitz, Preussisch-Herby-Russisch Herby, Oppeln-Namslau. Die Oderdampfschiffahrt. Oderbereifung. Regulierungsarbeiten von Ratibor bis Cosel. Besichtigung der Malapane zum Zwecke der Regulierung. — Neue Kirchen in Ruda, Michalkowitz und Groß-Dombrowka. — Kreisinvalidenhaus Rokitnitz. — Oberschlesische Volksbibliotheken. — Oberschlesischer Sängerbund. — Oberschlesischer Bezirksverein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke. — Heilstättenverein für Lungenkranke aus dem Regierungsbezirk Oppeln. — Unterricht und Erziehung Taubstummer Oberschlesiens. — Kommunales. Die 14. allgemeine Jahresversammlung des oberschlesischen Städtetages in Myslowitz. — Brandunglück in Solarnia. — Sport. Radrennen in Glewitz. Das 54. oberschlesische Schützenbundesfest in Ober-Glogau. Volksspielfest in Königshütte. — Kardinal Kopp in Oberschlesien. — Aus der Gesellschaft. — Auszeichnung für 40jährige Dienste	271
<hr/>	
Chronik	287

3. Jahrgang. • Heft 4. • Juli 1904.

Oberschlesien

Zeitschrift zur Pflege der Kenntnis und
Vertretung der Interessen Oberschlesiens.

Herausgegeben von Dr. phil. E. Zivier.

Die Zeitschrift „Oberschlesien“ erscheint
monatlich einmal (zu Anfang jeden Monats).
Abonnementspreis vierteljährlich Mark 3,—.
Einzelne Hefte Mark 1,25.



Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und
Postanstalten, sowie die Verlagsbuchhandlung
von Gebrüder Böhm, Kattowitz O.-S.,
entgegen.

Aus der Anfangszeit und den Kinderkrankheiten der ober Schlesischen Industrie.

Ein Gedenkblatt für Joh. Christian Ruberg.¹⁾

Von

Dr. E. Zivier, Plesß.

Hundertundfünfzig Jahre sind eben verstrichen, seitdem auf des großen Preußenkönigs Anregung der Oberforstmeister Rhedanz die beiden Hochofen- und Frischfeueranlagen Malapane und Kreuzburgerhütte, noch während der Krieg um Schlesien und in Schlesien tobte, begründet hat. Bei dem Jubiläum, welches die Malapaner Hüttenwerke im nächsten Monat zu begehen sich rüsten, werden nicht mit Unrecht in Festschriften und in Reden die großen Verdienste hervorgehoben werden, welche sich Friedrich der Große und seine Minister um die Industrialisierung Schlesiens und besonders Oberschlesiens erworben haben. Es ist bekannt, daß für den König und seine Staatsmänner der erste und hauptsächlichste Ansporn zur Unterstützung der Industrie in dem fiskalischen Interesse lag, in dem Wunsch, den durch den Krieg stark mitgenommenen Klassen neue Einnahmen zuzuführen, und nur gewissermaßen an letzter Stelle

¹⁾ S. über Ruberg die Aufsätze von Wahner und Zivier in Oberschlesien, Jahrgang I, S. 473 und S. 655.

betont das Reskript an die Provinzialbehörden vom 15. Oktober 1781 die Bedeutung der Industrie für den Volkswohlstand überhaupt und bekundet eine Anteilnahme auch an diesem durch die Worte: „Es wird Uns ferner zum Allerhöchsten Wohlgefallen gereichen, wenn durch Eure Vorschläge die Revenues Unserer Hauptbergwerks- und Hüttenkasse vermehrt werden können. Wir werden aber auch völlig zufrieden sein, wenn Eure Vorschläge dazu dienen, den Nahrungszustand Unserer getreuen Untertanen zu verbessern, die Circulation des Geldes in den Provinzen zu vermehren und Handel und Wandel blühender zu machen.“

Diesem vom Minister v. Heinitz entworfenen und im Geiste König Friedrichs gehaltenen Reskripte gemäß standen lange Zeit auch bei der Unterstützung der obererschlesischen Industrie bei sämtlichen Staatsorganen die Interessen des Fiskus obenan und die Rücksicht auf das Wohl des Volkes kam erst eine ganze Weile hinterher. Die sich hieraus ergebende Beaufsichtigung und Bevormundung der in Oberschlesien bereits vorhandenen oder im Entstehen begriffenen industriellen Anlagen lastete daher mit schwerer Hand auf denselben und wurde von den Privaten zuweilen sehr übel empfunden. Interessant ist es, in welcher Weise sich Fürst Ferdinand von Anhalt-Cöthen, der als Standesherr von Pless einer der größten Magnaten Oberschlesiens war und um die Einführung einer regen Industrie in seinen Besitzungen sich große Verdienste erworben hat, über die versuchte fiskalische Bevormundung der von ihm begründeten industriellen Anlagen sich Lust macht. Johann Christian Ruberg, ein Angestellter des Fürsten Ferdinand, hatte gerade in seiner berühmten „Herenküche in Wessola“, die in der Erinnerung des obererschlesischen Volkes noch heute fortlebt, unabhängig von den im Auslande üblichen Methoden eine neue Art von Zinkgewinnung erfunden, und der Fürst hatte zur Ausbeutung dieser Erfindung die Zinkhütte in Wessola begründet. Als der Berghauptmann Gerlach in fiskalischem Interesse eine beständige Kontrolle über dieses Hüttenwerk trotz aller Gegenvorstellungen auszuüben beabsichtigte, war der Fürst nahe daran, das mit großen Opfern begründete Unternehmen eingehen zu lassen. In einem Konzept zu einem Briefe (im September 1811) an seinen Bruder Heinrich, den regierenden Herzog zu Anhalt-Cöthen, beklagt er sich in bitteren Worten, daß die Zinkhütte nicht mehr seiner eigenen Disposition, sondern lediglich der des Oberbergamts unterliegen würde. „Ich habe also“, sagt er weiter wörtlich, „nur das Auslage-Kapital hergegeben, um nicht mehr darüber schalten und walten zu können, wie ich will, sondern muß mir gefallen lassen, wie mir das Oberbergamt es verinteressieren will oder nicht.“ — Der Fürst ersucht seinen Bruder, als den nächsten Agnaten und präsumptiven

Erben, er möchte sich um die Aufhebung eines ihm im Oktober des vergangenen Jahres zugegangenen ministeriellen Reskriptes, von welchem er die eben gekennzeichneten Einschränkungen befürchtet, bemühen.

„Sollte dieses aber nicht möglich sein von der Gerechtigkeitsliebe des Königs und der oberen Staatsbehörde zu erhalten, — sagt er weiter — so bleibt nichts übrig, als die Zink-fabrique eingehen zu lassen, sie zu kassieren und die bisher von derselben aus ihrem Lokal verdrängte und vernachlässigte Glashütte an deren Stelle aufs neue zu betreiben, welches fest und ohnverhohlen im schlimmsten Falle zu deklarieren sein würde. Welches auch mein fester Wille ist, indem ich gegen die 20 000 Reichstaler Revenuen werde fahren lassen, um damit die Ruhe meines Lebens zu erkaufen, die durchaus gefährdet wäre, wenn ich bei meinem Temperament nicht mehr Herr in Wessola und über mein Eigentum sein sollte. Kömmt es zu diesem Extrem, was ich sehr befürchte, weil man meiner Drohung, die Zinkhütte eingehen zu lassen, wahrscheinlich keinen Glauben beimessen wird . ., so muß ich gestehen, daß es die größte Grausamkeit und, wenn man will, auch die größte Undankbarkeit von der Welt sein würde, indem ich mit nicht geringen Aufopferungen und Risiko erster Erfinder und Schöpfer dieses Etablissements bin, das in Oberschlesien eine Geldcirculation von 2—300 000 Taler verursacht hat, und was leicht 200 000 Taler aus dem Auslande in das Land, gerade in einem Zeitpunkt geschafft hat, wo der Geldmangel am größten und am drückendsten war, und bei dessen fabrikation viele Hundert, man kann sagen Tausende von Menschen Brod und Beschäftigung finden.

Es ist durch dieses Etablissement ein ganz neuer Industriezweig und bedeutender Exportationshandel eingeleitet worden, bei dem die Handelsbilance durchaus zum Vorteil Schlesiens ist, und wofür ich den reellen Dank verdiene, indem er schlechterdings nur von mir und durch mich eingeleitet worden ist, wie dies auch ein königliches Oberbergamt zu Breslau unterm 29. März 1808 so sehr einzuräumen scheint, daß es die etwanig auf der Königshütte gemachten Versuche nicht für die seinigen angesehen haben will und wörtlich sagt: — Die Äußerungen über das Vorhaben, Versuche wegen Darstellung des Zinks pp. zur Königshütte zu machen, wollen wir umsomehr übergehen, da es wohl nur Privatversuche einiger Offizianten sein mögen, und eine wohlhlöbl. fürstl. Rentkammer aus eigener Erfahrung weiß, wie mißlich und langweilig es ist, hierüber Erfahrungen zu sammeln, noch mehr aber, wie lange es dauern würde, einem wohlgegründeten, wie das zu Wessola ist, Nachteile zu bringen. — Wenn nichts in der Welt für unsere Erfindung und das uns dabei zukommende Verdienst, Stifter dieses neuen und so bedeutenden Industriezweiges zu sein spricht, so ist es wohl diese Äußerung des Oberbergamts.“

Ob dieses Schreiben abgegangen ist, ist nicht zu ersehen, hingegen liegt eine Abschrift eines an denselben Herzog gerichteten, durch einen Extra-kurier abgeordneten Schreibens vom 15. September 1811 vor, aus dem folgender Passus hervorgehoben werden mag, welcher zeigt, daß gegen das Oberbergamt und seine Protektion an verschiedenen Stellen im Lande eine starke Mißstimmung geherrscht haben muß. „Die ungerechten Einmischungen des Oberbergamts kosten dem Lande bereits Millionen. Wer ein Bergwerk hat, muß es, wie man sagt, im Schweiß seines Angesichts baden, und würde er gewiß den größten Teil des Besitzes sogleich verstorzen, wenn dies erlaubt wäre, oder wenn er nicht befürchten müßte, daß ein Fremder auf seinem Grund und Boden alsdann mutete. Findet sich irgend etwas neues, so versteckt es jeder sorgfältig, damit nur das Bergamt keine Kenntnis davon bekommt. Daher kommt es, daß keine neuen Sachen entdeckt werden, wovon Schlefien übrigens wimmelt. Daher haben wir kein Salz &c. Daher brenne ich nicht Blei-Galmei, um jede Kollision zu vermeiden. Daher siede ich keinen Alaun. Daher — daher u. s. w., und ich glaube also, dreist behaupten zu können, daß dieser Druck des Oberbergamts dem Lande, dem Staat Millionen kostet, die sonst produziert werden würden.“

Schon oben ist erwähnt worden, daß die Wessolaer Zinkhütte die dortige Glashütte aus ihren bis dahin innegehabten Räumen verdrängt hatte. Wie bei der Zinkhütte Ruberg der Erfinder des epochemachenden Verfahrens zur Herstellung des Zinkes gewesen ist, so ist sein Verdienst um die Glashütte dadurch von Bedeutung, daß er der erste in Schlefien den geglückten Versuch gemacht hat, einen Steinkohlenofen zur Herstellung des Glases zu konstruieren und zu benutzen. Beinahe 125 Jahre sind es her, seitdem durch die Energie Rubergs hierdurch der in der ersten Zeit so unbeliebten Steinkohle ein neues Verwertungsgebiet erobert wurde. In einem später (im Jahre 1803, den 13. Mai) von Ruberg selbst verfaßten Pro memoria gibt der eigenartige Mann aus dem Gedächtnis eine Schilderung der Ursachen, die ihn veranlaßt haben, über die Verwendung von Steinkohle zur Heizung des Glasofens nachzudenken, wie auch der Erfahrungen, die er hierbei gemacht hat. Da dieser Bericht nicht nur zur Beurteilung dieses unglücklichen, immer noch nicht genügend gewürdigten rastlosen Erfinders von großem Werte ist, sondern auch interessante Streiflichter auf die bescheidenen Anfänge der jetzt so gewaltigen oberschlesischen Industrie wirft, so möge er in seinem ganzen Wortlaute folgen. Ich gebe ihn ganz unverändert wieder, weil man so zugleich einen besseren Eindruck von seinem Bildungsgrade erhält.

„P. Memoria.

Die fürstl. Waldungen haben in Rücksicht auf Holz-Verkauf, hie an der Grenze des holzleeren Polen, und in der Nähe der flößbaren Pöemze und Weichsel den größten Werth. Dieser Umstand und der, daß die alte Glashütte Anno 1783 neu gebaut werden mußte, setzten damals Sr. Durchlaucht Unseres (!) hochseel. Fürsten in die Wahl, die Glas-fabrique entweder zu kassiren, oder das Werk auf Steinkohlenfeuerung vorrichten zu lassen? Letzteres schien möglich! Ein solides Hütten-Gebäude mit Englischen Ofen wurden (!) errichtet, und das erste weiße Glas ohne mindesten Holz-Verbrand im Jahre 1785 verfertigt.

Steinkohlen ohne Werth, waren genug vorhanden, und diese neue Anlage versprach Unserm Herrn einen reellen Nutzen, und einen Bestand von ewiger Dauer. Allein das Bergwerk in Emanuels Seegen war für die Herbeischaffung von Kohlen, zu weit von hie entlegen, und das Fuhrlohn vom Scheffel zwei Gröschel, zu hoch. Was das Schlimmste war, so ging es damals nicht besser wie jetzt, wo so gar zwei Kreuzer vom Scheffel Fuhrlohn bezahlt werden müssen. Denn z. B. wenn der Ladezettel 120 Scheffel besagte, so bekam man nur ohngefähr 80. Diesem nach verlohrt, und verliehret noch die Glashütte an jeden 1000 Scheffel, 300. Das heißt: wenn sie jährlich 20 000 Scheffel verbraucht, so muß sie 26 000 anführen lassen, folglich 6000 Scheffel an dem Quanto vermissen, und da von das Fuhrlohn mit 200 fr. bezahlen. Schon damals, als die neue Glashütte zu ihrem ersten Anfang als ein Geschenk 26 000 Scheffel Kohlen erhielt, mußte sie die Widerseßlichkeit erfahren, daß sich die Fuhrleute nicht wolten messen lassen, weil sie wußten, das sie nur $\frac{2}{3}$ tel Ladung hatten, wolte man sie nicht nach dem Ladezettel bezahlen, so führten sie nicht; und so ging es bisher noch, seit dem der fabrique ihr eigen Bergwerk abgenommen worden ist, denn die Kohlen werden an fremde verkauft, und die fabrique muß ihren Bedarf mit Schaden von Em. Seegen herbei zu schaffen suchen.

Diese Bewandnisse, wozu noch damals die Schlechtheit der alten und ausgewitterten Kohle kam, erzeugten bald die Reue um den großen Kostenaufwand für dieses neue Werk. Die Auffindung eines Bau-würdigen Kohlen-flözes hie in möglichster Nähe bei der Hütte, war die letzte Bedingung ihres fernern Fortganges und meiner eigenen Subsistenz.

Der Mauer-Grund der jetzigen Glashütte stehet auf dem Ausgehenden einer schwachen Kohlen-Bank. Diese Bemerkung, und noch eine andere Nachricht von der Gegenwart eines Kohlen-flözes hie, gaben die Richtung, und den Punkt zu einer Wasser-Riesche für die neue Kohlen-Grube an. Bis ins 6te Jahr zog diese Riesche und ihre Stollen die Wasser aus

diesem neuen Bergwerk. Die Kohlen waren vortrefflich, denn sie standen im Wasser; — die Schierer-Arbeit, als die Hauptsache ging leicht, das Schmelzen der Glas-Gemenge ging schnell, die Glas-Arbeit förderte und an Potasche wurde erspart; — denn was sonst das matte Feuer der Emanuels Seegner Steinkohle im Schmelzen nicht zwingen konnte, musste durch mehreren Zusatz von Potasche bewirkt werden. — Die Auffindung der Olkuzzer Sandsteine, die man hernach, nach dem Compas auf der Anhöhe von Chorsow wieder fand, trug auch viel zum leichtern Schmelzen, besonders aber zur Aufstellung und Verschönerung der Glasmaßen mit bei.

Da die Kohlen-Schächte hir, nur 400 bis 500 Schritt von der Hütte entfernt waren, und das Terrain 10 bis 12 Fuß von der Glashütten-Sohle erhoben ist; so konnten 2 Pferde, zwei zu gleich gehende Glas-Öfen mit Kohlen versorgen; denn die Last lief hinter den Pferden her, und konnte zu 15 Scheffel geladen werden.

Was in der damaligen Periode von Jahren, die fabrique jährlich an reinem Gewinn geliefert habe, zeigen die Rechnungen im Rent-Amte.

Ohnerachtet ich hier keine Rechnungs-Bücher zur Einsicht habe; so weiß ich doch so viel auswendig, daß sie in den damaligen Jahren, von 800 bis 2000 fr. im Ausbringen gestiegen ist, ohnerachtet sie erschöpft und ihr gleich Anfangs meines factorats, alle Beihülfe und alle Unterstützungen entzogen, und dadurch ins Blanke gesetzt worden war. Um desto mehr musste sie nunmehr bedacht sein, sich eine eigene Selbstständigkeit zu verschaffen, und kein Mittel unangewendet lassen, wodurch sie sich selbst helfen und für lästige Vorschüsse sichern konnte.

Die Aushelfung der schlafenden Potasch-Siedereien, war nebst einer Kohlen-Grube hir bei der Hütte, Haupt-Sache; und das um so mehr, da die Glashütte um Einen Glas-Ofen vermehret worden war. Wenn der eine Ofen aus-, und der andere gleich wieder angehet, so braucht sie jährlich 500 Centner Potasche, à 10 fr., beträgt dieses Material allein 5000 fr. Die Wirrower (Wyrow) Siederei lieferte vor meiner Zeit jährlich 16 bis 20 Centner Potasche; und die Glas-fabrique etwa 6 Centner, oder gar keine. In den Jahren aber, wo die Nothwendigkeit die strengste Aufsicht empfahl, lieferte jene 160, 180, 200 Centner und darüber; und die Glasfabrique von 40 bis 70 Centner Potasche. Das war ein beträgdlicher, wolfeiler Zuschuß von ächter Potasche, und zwar von einer Güte, die ich der, von 700 Centner fremder Potasche gleich rechnen konnte. Seit etlichen Jahren ist das alles wieder eingeschlafen, und der Betrieb und das Ausbringen sowohl der hiesigen als der Wirrower Potasche-Siederei, komt mit jenen Jahren in gar keinen Vergleich.

Es gehört hir zwar gerade nicht her, allein ich kan es nicht unberührt lassen, daß ich bei der pp. Cammer sehr oft von der Nothwendigkeit, die Potaschfiedereien wieder aufzuhelfen, gesprochen habe; allein es blieb alles ohne guten Erfolg, und der alte Glas-Meister Hillgert ärgert sich noch, daß so viele Aschen-Plätze so unbenutzt, und den fremden Auskäufern seit etlichen Jahren Preis gegeben worden sind. Er sagte einstens, daß, wenn er nicht mehr Glas arbeiten könnte, wolle er um die Wirrower Siederei anhalten, und Pächter davon werden. Jetzt wäre es Zeit, und ich zweifle nicht, daß er sie zu einer Höhe bringen würde, als irgend ein Jude oder kristlicher Pächter es bringen könnte, wenn er sich weiter mit keinem andern Schacher abgebe. Ich lege demnach einen Contract hiebei, der vor 4 Jahren mit einem jüdischen Pächter abgeschlossen wurde, aber rückgängig werden mußte aus Ursachen, die hir anzugeben, zu weitläufig ausfallen dürften. Mein Rath wäre also, daß die hochfürstl. Cammer diesen Contract dem alten ausgedienten Hillgert vorlegen, und dessen Meinung und Entschluß darüber vernehmen möchte, denn bei beiden Hütten hir, ist er völlig, längst entbehrlich und lästig.

Ich lenke wieder ein, und beschränke mich blos auf Steinkohlen, und wage es, einen Vorschlag zu thun, auf was Art die Glas-fabrique wenigstens von dieser Seite, wieder aufgeholfen werden könnte; denn so lange sie ihr eigenes Bergwerk, und zwar in möglichster Nähe der Hütte nicht hat, und die hiesige und Wirrower Potasch-Siederei nicht wieder gehoben werden, — ich füge noch hinzu: so lange sie keinen sorgsamten und wissenschaftlichen Hütten-Mann, und keinen Controulleur hat, bleiben alle Veränderungen unwirksam, und das erste und noch jetzt Einzige weiße Glas-Werk, daß mir so nahe am Herzen liegt, geht verlohren.

Da das Kohlen-flöz hir, das ich gerne wieder in Gang bringen möchte, bis 11 Grad fall gegen Mittag hat, so durchschitt (!) es nach einem Betrieb von 6 Jahren die Sohle der Riesche- und Wasser-Stollen. Das Schöpfen ging nun an, und die Tagelöhne vermehrten sich. Nachdem 12 Schöpfer in der Grube, und 12 Mann auf zwei Schächten Tag und Nacht, die Wasser nicht mehr gewältigen konten; so mußte diese Grube verlassen werden, denn die bisherigen Vortheile verschwanden. Es mußte daher eine andere Grube in möglichster Nähe aufgenommen und angelegt werden. Diesen Ort fand man nach einigen Versuchen, hart an der Grenze unter dem Slupnaer Walde, ist aber 10 mal weiter von der Hütte entfernt als die alte Grube hir unten. Sie ist bis vor etliche Wochen betrieben worden, wo sie ebenfalls der Wasser wegen hat verlassen werden müssen, über das war das Terrain Bauren-Grund, und das Vergüten der eingestürzten Flächen, hatte kein Ende.

Von der Zeit an als ich sahe, daß, wenn wir gute und starke Kohlen haben wollten, in die Tiefe fahren müßten, so fing ich an, auf ein Mittel zu Gewaltigung der Wasser, bedacht zu sein. Da die Kohlen-Bänke hier, gar zu sehr in die Tiefe stürzen, und auf dem Streichen nicht aushalten, wie das Flöz in Em. Seegen, wo man, um die Tiefe zu vermeiden, immer am Rande des Tälchen, nemlich am Ausgehendem der Kohle hingehet; so ist an keinen Wasser-Stollen hier zu denken. Verschiedene Abwiegungen mit contronllierenden Instrumenten, bewiesen, daß der letzte Schacht hier unten, und den ich immer offen halte, bereits 1 Elachter tiefer ist, als der Wiesen-Grund unter der Glashütte.

Hand-Pumpen, oder Göpelwerk auch Ochsen oder Pferde, kan blos ein Theoretiker empfehlen; und eine Feuer-Machine aufzusetzen, wäre der unglücklichste Rath, der zu Aufhelfung dieses Bergwerks gegeben werden könnte. Ich habe schon vor 12 Jahren unsern Hoch-Seel. fürsten von deren Anschaffung abgerathen.

Ich gestehe gern, daß eine Dampf-Machine das non Plus ultra aller möglichen Wasser-Künste ist; allein wo es an Brennstoff fehlt, oder zu hoch im Preise steht; oder wo die Werke zu arm sind, den Aufwand der Kohlen mit übertragen zu können; da ist sie ganz unanwendbar, z. B. hier bei der Glas-fabrique; denn wenn zwei Glas-Öfen abwechselnd im Gange erhalten werden sollen, so sind aufs Jahr 20 000 Scheffel Steinkohlen nöthig. Eine mittlere Feuer-Machine, die auf jedem Hub 4 Cubit-Fuß Wasser hebt, bedarf zu ihrem Gange nicht viel weniger Kohlen, als zwei Glas-Öfen; rechnet man noch das Capital des Ankaufs einer Feuer-Machine; das Lohn auf zwei Schierer (schürer), zwei Steuerwärter und eines Kunst-Schmiedes dazu, so fällt der Gedanke von Anschaffung einer Feuer-Machine hier weg.

Diese Betrachtungen, und um vielleicht der Glas-fabrique besonders, einen wesentlichen Dienst zu leisten, bewogen mich bereits in Pless, eine alte Idee wieder zu bearbeiten, welche ich nun sowol aus Neigung als Nothwendigkeit, zu realisiren wünsche.

Ich bin freilich kein Mathematiker von Profession; aber der Eisenhändler Newfomen und der Glaser Kowley, waren laut dem Bericht des Desaguliers auch keine Helden in der Physic und Mathematic, und setzten dennoch durch ihren gesunden Verstand, fleißiges Studiren und Versuchen, der Sawarischen Feuer-Machine die Krone auf; wenigstens gaben diese Männer dem Watt, Boulton und Hornblofer die Veranlassung zu deren Vervollkommnung wie wir sie jetzt in Carnewitz haben, wo ihrer Kraft nichts mehr zugefegt, und an der Feuerung nichts mehr erspart werden zu können, möglich scheint.

Aus diesem Beispiel kan nun freilich nicht folgen, daß mich bei der Ausführung, ein gleiches Glück begünstigen werde; allein ich scheine doch überzeugt zu sein, daß die Structur meiner Pumpe, den Grundsätzen der Hydrostatic nicht widerspricht; sie geht nach der Theorie recht gut; ob sie nun aber die Praxis bestehen werde? kan blos ein Modell entscheiden.

Bei der Dampf-Machine ist die Elasticität der Wasser-Dämpfe, die hebende Kraft; bei meiner Hevrika aber, ist es das gehobene Wasser selbst, das vermöge einer schwimmenden Tonne, oder Ballons, die Machine in Bewegung setzt. Diese Kraft hat weiter nichts zu überwältigen, als die friction des Kolbens, und das Moment, wo Ruhe und Bewegung grenzen; denn die Schwere des Gestänges im Steig-Rohr, kan aufgehengt, und balanciret werden.

Jedoch bleibt die Pumpe die Haupt-Sache; denn so weit ich mit denen, in der Hydraulic gemachten Versuchen und Fortschritten bekant bin, seh' ich, daß man sich um diesen Theil einer Wasser-Kunst, wenig bekümmert hat; vielmehr blos darauf bedacht gewesen ist, die hebende Kraft höchst möglichst zu verstärken. An eine Structur der Pumpe, wodurch der Druck einer schweren Wasser-Säule auf den Kolben aufgehoben, und mit sich selbst in ein Gleich-Gewicht gebracht werden könnte, hat man garnicht gedacht; wenigstens ist mir davon nichts bekant, daß irgend eine Aufforderung zu Auflösung dieses Problems geschehen wäre; vielleicht darum, weil es sich schon im voraus berechnen läßt, daß das gar nicht möglich ist.

Überhaupt scheinen die Paradoxa nur für den blinden Zufall, und für solche Menschen aufgehoben zu sein, die aus Kurzsichtigkeit die Absurda nicht kennen, und die Grenzen von Weitem nicht sehen, wo alle Erfindungs-Kunst ein Ende hat. In diesem Fall wünschte ich aber zu sein! wenigstens hat es mir am Willen nicht gefehlt, eine Pumpe zu erdenken, wo auch die höchste und schwerste Wasser-Säule auf den Kolben nicht drücke; denn dieser Umstand, war bisher die einzige Ursach weswegen man bei allen Wasser-Machinen, die hebende Kraft zu verstärken suchte.

Bisher hing der Kolben mit seiner schweren Last, an dem Arm einer angemessenen Kraft; wenn mir aber die Ausführung meiner Idee glücken sollte; so hält er sich blos an die schwache Hand einer leisen Bewegung. Alle Kräfte von lebendigen Wesen, — kostbare Wasser-Stollen, — Reservoirs; — Wasserleitungen auf Kunst-Räder, würden zu Gewaltigung der Wasser aus der Tiefe, entberlich, und die allmächtige, Kohlen-sräßige Feuer-Machine, dieses erhabene Meisterstück der Kunst, würde in Rücksicht dieser Anwendung ihren Werth verlieren, denn wo keine Last mehr da ist, bedarf es auch keiner Kraft mehr, sie zu heben. Boultons neueste Erfindung, die er aber, laut eines Stücks der Englischen

Miscellen sehr geheim hält, weil er kein Freund von Patenten sein soll, ist eine Pumpe, mit welcher er in den Canal bei Birmingham, aus dem darunter durchgehendem Fluß bloß durch einen Knaben, das Wasser 40 Fuß hoch, in großer Menge hinauspumpen läßt. Die Structur meiner Pumpe hat eben das zum Endzweck, nemlich: den Druck der schweren Wasser-Säule auf den Kolben, aufzuheben, damit nur zu Bewegung der Maschine, im Fall man keine Tonne anbringen wolte, die schwache Hand eines Knabens nöthig sei.

Da auch die, aufs genaueste berechneten, und hundertmal mit ängstlicher Sorgfalt durchdachten Unternehmungen, nicht selten fehl schlagen; so halt' ich ein, diese Pumpe mit mehreren Empfehlungen zu begleiten; denn meine Dehmüthigung würde mir umso drückender fallen, wenn ich mich in meiner Erwartung getäuscht finden sollte.

Ein gehendes Modell mit einem Stiefel von etwa 1 Cubic-Fuß Inhalt und eines Steig-Rohrs von 20 Fuß Höhe, würde ich hier in meiner Werkstatt der Zinkhütte, wozu Gelegenheit da ist, anfertigen und aufstellen; zuvor aber eine vollständige Zeichnung und Beschreibung davon machen, und zur Prüfung durch Sachverständige vorlegen.

Ob nun Ew. Hochfürstl. Durchlaucht meinen Vorschlag genehmigen? bitte unterthänigst, höchst-Dieselben wollen mir eine Zeile zur gnädigsten Resolution ertheilen lassen.

Wessolla, den 13. May 1803.

Ruberg."

Psychologisch noch interessanter als das eben abgedruckte Promemoria, dessen zweiter Theil uns Ruberg zwar nicht als Zauberfünftler, für den er von dem Volke gehalten wurde, aber als starken Phantasten zeigt, ist ein Bericht Rubergs über die geglückte Herstellung von Glas in dem mit Steinkohle geheizten Ofen, ein Bericht, den er so zu sagen auf frischer Tat verfaßt hat und aus dem die heilige Erregung des Erfinders uns noch gewissermaßen entgegenbebt. Ich kann es mir nicht versagen, auch diesen Bericht in seinem ganzen Wortlaut wiederzugeben. Mögen diese Zeilen dem so verkannten und in seinen älteren Tagen verkommenen Manne ein wohlverdientes Denkmal werden, das ihn seinen oberschlesischen Landsleuten in seiner genialen Einfachheit und naiven Größe vor Augen führt.

„Einer Hoch-fürstlichen Kammer berichte ganz gehorsamst, daß die Versuche, einen Glasofen mit Steinkohlen zu betreiben, nunmehr gemacht sind, und die Frage von der Möglichkeit, durch die Wirklichkeit entschieden ist.

Seit 6 Wochen stehet der 3. Ofen auf dem Gestelle des großen Steinkohlen-Glasofen, und ist dieser letztere ein wirklicher, und nach dem Osterwalder Steinkohlen-Glasofen-Maß verjüngter Ofen. Die ersten beyden

Ofen waren nur aufgestellt, um unsere Kohlen in ihrer Wirkung kennen zu lernen, und etliche Fragen zu beantworten, ohne deren Auflösung dieser kleine Probe-Glasofen nicht erbauet werden konnte. Er gehet mit großem Feuer seit vorigen Sonntag und darf ich nicht leugnen, daß er anfangs, gegen einen glücklichen Fortgang neue, und noch die mehresten Zweifel erregt hat, welche aber durch Beyhülfe, und durch den unermüdeten Fleiß des Glasmeister Jacob Hillgert, alle überwunden und aus dem Wege geräumt worden sind. Dieser Mann hat seit 2 Jahren seine ganze Attention auf dieses Vorhaben gerichtet, und mich durch seine Willigkeit und Neigung, nach vermögen unterstützt. Seine Geschicklichkeit und folgsames Wesen gaben ihm schon den Vorzug bey meinem Antecessor, dagegen verfiel er in den Haß der Fabricanten; jezt wird er beneidet, statt daß er sonst verhöhnet wurde, wenn er die Möglichkeit dieser Steinkohlen-Arbeit gegen ihre Vorurtheile in Schutz nahm, und seine Hände an dem Bau mit anlegte.

Der jetzige Steinkohlen-Glasofen, soll mich nicht allein anweisen, wie nach der Osterwalder Methode Kreiden-Glas und Crystall im verdeckten Hafen gemacht werden können; sondern auch mich lehren, in wiefern unsere Steinkohlen geschickt sind, das grüne Glas und ordinäre Tafeln, nach Art der Westpfälischen Gemein-Glaszhütten, bey offenem Feuer zu fertigen. In dieser Absicht sind 5 verdeckte und ein offener Hafen eingesetzt. Die ersten 3 Tage wolte es in dem Ofen nicht warm werden, ohnerachtet sehr viele Kohlen verbrennt wurden. Der Dampf lag wie Wolken über der Fabrike, und niemand glaubte, daß unsere faule Steinkohlen-Flamme, bis zu einem sehr hohen Grad der Hitze, die ein Glas-Gemenge zu schmelzen, erfordert wird, gespizt und erhoben werden könnte. Die Fabricanten, meine nächsten Feinde, welche diesen Bau zwey Jahre lang mit hämischer Miene, immer nur von ferne zugeesehen haben, traten nun näher, und mir um so frecher unters Gesicht. Meine Unruhe während dieser Tage und Nächte, welche vielleicht mit einer sichtbaren Verlegenheit begleitet war, schien ihnen Zeuge zu seyn, daß mich der Zweifel von der Möglichkeit dieses Dinges, nun selbst ergriffen haben mußte. Dieß sollte nun der letzte Felsen seyn, woran ich mit dem Glasmeister scheitern sollte. Meine Bekümmerniß war auch nicht so gar gering, jedoch wußte ich, daß es allein an der Kenntniß der Luftzüge, und an der rechten Methode zu schieren fehlte. Es war denen Schierers zwar Stunden lang und oft gezeigt, und wie sie den Rost behandeln sollten deutlich gewiesen; allein die so ganz enorme Faulheit der hiesigen Unterthanen, wo von ihre Seele sowohl als der Leib, inficirt ist, war auf keine Art in Bewegung und Attention zu bringen, dahero meine Geduld ausschweifen, und zur Thätigkeit ausarten mußte; dann entliefen sie, und setzten mich in neue Verlegenheit. Jedoch ist endlich mit der

Dienstages Nacht eine solche Hitze in den Ofen eingejagt worden, die der, in Holzglasofen vollkommen gleich war. Am Mittwoch konnten also die Glasgemenge zum ersten mahl in die Hasen eingetragen werden. Das grüne Glasgemenge wurde in den offenen Hasen eingelegt, und ist am Donnerstag Morgen schon verarbeitet worden, und zwar der offenen flame. Die ersten Gläser waren blind, ja es konnte nicht ein mahl ein Glas fertig gemacht werden, weil, wenn das Glas von der Pfeife abgeschlagen war, umgedrehet, und am Boden angeheftet werden sollte, wolte es wegen dem angeflogenen Rauch nicht picken, id est, es wolte an dem Nabel des Haft-Eisen nicht beleben bleiben. Es wurden demnach die Formen und Glas-macher-Instrumente statt Hartz, mit Wachs und Unschlitt bestrichen, der Glasmeister musste schieren, und daß Feuer nach Erforderniß unterhalten. Hierdurch wurden auf ein mahl alle Hindernisse gehoben, und die Gläser sind nach Wunsch ausgefallen. Das grüne Schrauben-Gläschel ist die Probe, und sind derer 120 stück aus einem kleinen Hasen gemacht. Daß es noch Blasen hat, ist kein fehler, vielmehr ein Zeichen, daß die Stein-Kohlen-Hitze hinlänglich ist, den Sand aufzulösen, welche Auflösung in Blasen geschiehet; meine Ungeduld war nur die Ursach, daß es früher verarbeitet worden, ehe noch die Blasen sich setzen konten. Die Abkühlung dieses und der andern Proben-Gläser, ist im Steinkohlen-Kühlofen geschehen, und so stark der Rauch in denselben auch seyn mag, so laufen doch die Gläser mit keiner sessitzenden Blindheit an, wann es nur nicht so warm gleich eingetragen wird. Das kleine blanke Kelch-Glas ist ord. Tafel-Glas, und ist im verdeckten Hasen geschmolzen, und unter der Kappe verfertigt worden. Das schmutzige Kelch-Glas ist von eben der Glas-Masse, und ist die Probe, sowie es aus dem Kühlofen komt. Das Wein-Glas ist Kreiden-Glas. Es hat ein wenig Schmutz, der aber nicht vom Steinkohlen herrührt, sondern von der Glas-Galle, die in verdecktem Hasen nicht sobald verrauchen kan, ob sie gleich öfters abgeschöpft wird, und das ist um so glaublicher, wenn ich erinnere, daß auf der Osterwalder Glas-Hütte das Kreiden-Glas 5 bis 10 Tage in Ofen stehen muß, ehe es sich von der Galle reiniget; da dieses nun kaum 40 Stunden geschmolzen hat, so ist es um so weniger auffallend, wenn es noch etwas davon behalten hat. Das Tafel-Glas kan vermöge seiner Composition nur wenig Galle oder Mittelsalz auswerfen, folglich konten die beyden kleinen Kelch-Gläser auch ohne Schmutz ausfallen.

Da die fabrikanten sehen, daß der gute fortgang dieser Glas-Arbeit unaufhaltbar ist, und daß das Werck im Großen weit besser und bequemer zu betreiben seyn wird, als es jetzt im Kleinen geschehen kan; so fühlen sie sich dermaßen geschlagen, daß sie um Arbeit bitten, weil sich ihrer 2 den Abschied vermuthen. Sie verlassen beynahe den Holz-Glasofen, wollen die

noch übrigen Einrichtungen mit machen helfen, und dadurch ihren vorigen Unfug wieder gut machen. Ich lasse mir das gefallen, und ist mir sehr lieb, daß das, was ich befürchtet habe, eine andere Wendung von selbst bekommen hat; denn man ließ sich verlauten, so lange ein Stück Holz in Schlesiens wüchse, wolten sie wie ihre Väter, nur bey Holz arbeiten, und sich durch den Gestank der Steinkohlen ihre Gesundheit nicht verderben.

Nach dem Verbrand der Kohlen in den letzten 24 Stunden, würden zu diesen kleinen Ofen, jährlich 8000 Scheffel erfordert werden. Da nun der zu erbauende größere Ofen, wenigstens um noch ein mahl so groß werden soll, so möchte auch die Consumtion der Kohlen um noch ein mahl so groß seyn.

Auf der Osterwalder Hütte wird der Rost oft geräumt, und gehet helle; hier aber darf nur alle 24 Stunden ein mahl geräumt werden, und der Rost gehet düster. Das Eisen, so in den Steinkohlen befindlich ist, schmelzet, und verwickelt sich mit dem unschmelzbarem Schiefer und bauet sich über den Rost, zu einer Kruste, welche die Rost-Stangen vor das Schmelzen sichert, welches viele prophezeyn wollen, denn es schien ihnen gar nicht glaublich, daß die Rost-Stangen, welche nur $1\frac{1}{2}$ Zoll stark sind, eine solche Gluth ohne zu schmelzen solten aushalten können, da doch die Rosten in den Holz-Glaß-Ofen 12 Zoll breit und 10 Zoll stark, und von unschmelzbarem Dohn gemacht sind, öfters in 20 bis 30 Wochen abschmelzen.

Wessola, den 12. August 1787.

Ruberg."

Die Burgruinen Edelstein und Koberstein, ihre Umgebung und Geschichte.

Von

Oskar Mickliß, Freiwaldau.

A. Edelstein.



wei Dinge fehlen unseren, sonst so prächtigen, waldumrahmten Sudeten-Landschaften zur vollendeten Schönheit; es sind dies die klaren, blauen oder smaragdgrün glänzenden Bergseen der Alpen und Karpathen, sowie die zahlreichen Überbleibsel — Ruinen — von ehemaligen Ritterburgen, wie sie von den waldumkränzten Höhen an den Ufern der Donau, des Rheins, an der Saale und im Thüringerwalde, sowie in mancher anderen schönen Berggegend oder im

Hügellande Deutschlands und der früheren Ostmark stolz auf die belebten Straßen und Flußufer hernieder grüßen. — Sie stehen da als Zeugen früherer Macht und Größe, die scheinbar unbezwinglich in ihrer lustigen Höhe und wohlbewehrt, doch nach so manch bewegtem Verlauf ihrer Geschichte erhebenden und traurigen Inhalts der Macht der nach Befreiung von unnatürlichen Banden ringenden Neuzeit weichen und erliegen mußten.

Während wir nun keinen einzigen, wenn auch kleinen Bergsee im mährisch-schlesischen Gefenke kennen (denn der bekannte Sühnteich bei Reihwiesen ist nur ein teilweise offenes Hochmoor), kommen doch im nord-östlichen und nordwestlichen Vorlande des Sudetengebirges sowie auch im östlichen Teile desselben (dem Urlichstace) einige größere Burgruinen vor, die allerdings jetzt nur noch einige spärliche Reste der früher zumeist ausgedehnten und stattlichen Schloßbauten aufweisen. Nur das Schloß Johannesberg ist von allen den hier im Mittelalter bis in die Neuzeit vorhanden gewesenen Ritterburgen, die längst zum größern Teil in Schutt und Staub zerfallen sind, allein noch unverfehrt erhalten und bewohnbar geblieben; dient es ja doch noch immer wie bekannt zum Sommeraufenthalt des jeweiligen fürstbischöflichen von Breslau. — Dieses Schloß mit seiner prächtigen, die Stadt Jauernig zu seinen Füßen und deren Umgebung weithin beherrschenden Lage besteht aus mehreren unregelmäßig verbundenen Gebäudestöcken von jener altertümlichen, durch ihre Verschiedenheit interessanten Bauart, wie sie im Laufe des 15. und 16. Jahrhunderts üblich war, welche verschiedenartigen Schloßtraktate ja auch, weil in größeren Zeiträumen nacheinander erbaut, mehrmalige bedeutende Verwandlungen und auch teilweise Abtragungen bei dem natürlichen Bestreben des Schloßherren, ein möglichst einheitliches Bauwerk zu schaffen, erlitten haben mögen.

Die meisten der ehemals vorhandenen Burgen im Nordwesten des heutigen Österreich-Schlesien wurden teils in den Kämpfen der Polen und Böhmen zu Beginn des 11. Jahrhunderts bei den Einfällen der Mongolen — 1241 — oder in den Hussitenkriegen eingeäschert, und was von ihnen noch übrig geblieben, bei der vorher und nachher folgenden Bekämpfung des aufrührerischen Lehensadels wie der unbotmäßigen Raubritter nach mehr oder weniger hartnäckiger Belagerung zerstört, wobei recht gründlich vorgegangen wurde; denn das nach dem Sprengen der Hauptmauern und Befestigungstürme verbliebene kärgliche Mauerwerk wurde allmählich vom nagenden Zahn der Zeit fast gänzlich zerstört, so daß von den ehemaligen Ritterburgen in Österreich-Schlesien: Schellenburg (Lobenstein) bei Jägerndorf, Karpenstein bei Landeck, Reichenstein bei Jauernig, Friedeberg und Kaltenstein sowie Lichtenstein, Kober- und Edelstein bei Zuckmantel u. s. w. außer

einzelnen Turm- und kleinen Mauerresten fast nur noch Trümmerhaufen und die noch deutlich sichtbaren Wallgräben übrig geblieben sind. Auch von den beiden letztgenannten Burgruinen sind noch deutlich der größere Teil eines Wartturms (Bergfrieds, bei Koberstein) und auch Überbleibsel einiger oberirdischer Außen- und Innenmauern sichtbar, die durch Freilegen und Ausgraben des verschütteten inneren Mauerwerkes noch wesentlich erweitert werden dürften.

Eine der größten und wohlbefestigten Burgen Westschlesiens im Mittelalter war jedenfalls die Veste Edelstein bei Zuckmantel, die überdies auch ausnehmend günstig gelegen war, da ihr Standort einen weiten Umblick in die umliegenden Täler, Berglehnen und auch in die am Horizont verschwimmende Ebene gewährte. Die nur spärlichen Reste der einst stolz ins schöne Schlesiensland hinausblickenden Burg Edelstein erheben sich auf dem felsigen, mäßig steilen Gipfel des Kahlen- oder Schloßberges, einem nordöstlichen Ausläufer des in geologisch-mineralogischer Beziehung merkwürdigen langgestreckten Querberges, der in südöstlicher Richtung etwa 1 Stunde weit von Zuckmantel zwischen den Dörfern Hermannstadt und Niedergrund gelegen ist. Auf diesem, wegen seines sich lang hinziehenden Rückens sogenannten Querberge (Seehöhe 972 m), der früher Althafelsberg hieß, findet man die Spuren und teilweise noch deutlich kennbaren Überbleibsel jener alten berühmten Bergwerke vor, in denen nachweisbar schon vom Beginn des 13. Jahrhunderts an ein reger und damals auch ergiebiger Abbau auf die Edelmetalle Gold, Silber und Kupfer betrieben wurde, welcher mit einer längeren Unterbrechung während des dreißigjährigen Krieges bis zum Anfange des 18. Jahrhunderts fort dauerte und später noch, in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts durch mehrere Jahre im Betriebe stand. Im 12. Jahrhundert (1119) soll der Sage nach am südöstlichen Abhang dieses Bergrückens eine größere Ortschaft, durch feste Ansiedelung der dort zahlreich beschäftigten Bergknappen entstanden, mit dem Namen Erlitz befunden haben, die nach ihrem Gründer, dem ersten Herrn von Edelstein und Besitzer jener Bergwerke, dem Ritter Odo von Erlitz genannt wurde, welche Ansiedelung jedoch während des Hussitenkrieges von den eingefallenen Taboriten vollständig zerstört wurde. Es sind heute nur noch außer großen Lagern von Schlacken und Schutt die Mündlöcher der alten Gruben, wie der Bleigrube, des Bettelstollens, des verbrochenen Erbstollens und des blauen Stollens, sowie des Klingschachtes als unverilgbare Reste des ehemaligen, regen Bergbaues auf Edel- und Nuzmetalle vorhanden, die ein wahres Labyrinth von Gängen, Stollen und Straßen im Innern des Berges bilden und zu Höhlungen von riesiger Ausdehnung an den Mittelpunkten der Stollen und Schachte führen.

In einer Urkunde vom 31. August 1263 wird Zuckmantel nach Grünhagen Reg. II 123 zum erstenmale gelegentlich einer Ortsangabe erwähnt, in der es nach Aufzählung mehrerer Dörfer heißt: „Montibus contra Cucmantel et Vrudental“; wie denn überhaupt in sämtlichen Urkunden des 13. und 14. Jahrhunderts nur immer der Name Zuckmantel gebraucht wird, der erst in den darauffolgenden vier Jahrhunderten in Edelstadt umgewandelt wurde, welche Bezeichnung jedoch vom 18. Jahrhundert ab wieder in den ursprünglichen Namen überging. Zuckmantel war übrigens nach seiner Gründung durch längere Zeit eine Ansiedelung von Bergleuten an beiden Ufern des Müserichbaches, an denen ihre Wohnstätten bei den daselbst errichteten Goldwäschereien (Seifen) lagen, was ungefähr bis zur Umwandlung des Ortes in eine befestigte Stadt andauerte, bei welcher die beiden Häuserreihen an den gegenüberliegenden Uferändern den sonst gewöhnlich in Form eines regelmäßigen Vierecks erscheinenden Marktplatz bildeten, der wahrscheinlich nach der unweit gelegenen, ansehnlichen Burg Edelstein, oder auch nach dem regen Bergbau auf Edelmetalle daselbst den Namen Edelstadt erhielt. Es haben sich bis heute noch 3 verschiedene Sagen über den Ursprung und die Bedeutung des Namens Zuckmantel erhalten (siehe das Werk „Volkstümliches aus Schlesien“ von Dr. A. Peter); jedoch läßt sich nicht bestimmen, welche von ihnen die größte Berechtigung hat. Eine andere, nüchtern aber nicht unwahrscheinlich klingende Annahme über die Entstehung des Namens Zuckmantel, welchen ja auch ein kleiner Ort mit Eisenbahnstation in der Nähe von Teplitz in Böhmen führt, und die, weil auf etymologischer Grundlage beruhend, eine größere Glaubwürdigkeit verdient, als jene etwas märchenhaft lautenden drei Sagen, gibt die Erklärung, die Heinrich Rückert, der älteste Sohn des bekannten lyrischen Dichters Friedrich Rückert, in seinem Werke: „Pfahlbauten und Völkerstämme Europas“ aufgestellt hat. — Nach dieser Erklärung soll der Name Zuckmantel ein Überrest aus dem Sprachvorrat des germanischen Volksstammes der Vandalen sein, welcher sich nach geschichtlichen Erhebungen lange Zeit vor der Völkerwanderung im heutigen Schlesien aufgehalten hat und zum geringeren Teile auch hier verblieben ist. Nach dieser Rückert'schen Annahme galt diesem germanischen Stamme als ein günstiges Zeichen für ihre vorübergehende Niederlassung auf ihren Wanderzügen eine Doppelfichte, bei welcher zwei Stämme neben einander aus einer Wurzel hervorragten. Da eine solche Fichte in der altgermanischen (vandalischen) Sprache — weil Mantal der Name einer gewöhnlichen Fichte war — mit Zwig- oder Zuckmantal bezeichnet wurde, so mag sich hieraus mit der Zeit der Ortsname Zuckmantel gebildet haben. — Die Burg Edelstein ist wahrscheinlich, wie die meisten anderen Burgen im Gesenke, zur Verteidigung

der damals böhmischen Grenzen gegen Polen im 11. Jahrhundert angelegt worden, als der Bergbau am Althafelsberg samt Umgebung schon im regen Betriebe stand, aber auch das Raubritterwesen den friedliebenden Bürgern und Bauern sich bald unliebsam fühlbar machte. Sie mag bei ihrer günstigen Lage, welche die vorbeiführenden Straßen und Wege weithin beherrschte, mit ihren dreifachen, tiefen Wallgräben, meterstarken und reichlich mit Schießscharten versehenen Mauern einstmal hervorragenden Zinnen und zierlichen Erfern einen überaus prächtigen und stattlichen Anblick gewährt haben, und es ist daher lebhaft zu bedauern, daß kein Bild dieser umfangreichen Burg aus jener Epoche ihrer Macht sich bis in die heutige Zeit erhalten hat. Es erklärt sich daher auch leicht, daß infolge dieser starken Befestigung sowie unzugänglichen Lage die Burg Edelstein von ihren Herren sowie damaligen Heerführern für uneinnehmbar gehalten wurde, weshalb die, geschichtlich allerdings nicht verbürgte Nachricht sehr glaubwürdig erscheint, wonach sie nur durch zweimaligen Verrat, also durch Einverständnis eines darin Befindlichen in die Hände der Belagernden gefallen sein soll. Im Jahre 1241 wurde die Stadt durch einen größeren Schwarm Mongolen oder Tataren nach der für das aufgebotene christliche Heer unglücklichen Schlacht bei Liegnitz verheert und eingeäschert, wobei sich Schlesiens und der angrenzenden deutschen Lande zu Hilfe geeilte Ritterschaft durch ihr tapferes Verhalten mit dauerndem Ruhme bedeckte. Ebenso erging es vielen anderen Städten, Dörfern und Burgen in Mähren und Schlesien, welche die Heiden auf ihrem Wege nach Mähren hinein niederbrannten, plünderten und deren Einwohner entweder zum großen Teile niedermetzelten oder in die Gefangenschaft mitschleppten. So sollen auch 600 Bergknappen bei der Verteidigung von Edelstadt gegen die Mongolen umgekommen sein. Ebenso wie diese Stadt wurde auch das damals blühende, Stadtrecht besitzende Hermannstadt von dem räuberischen Heidenvolke so zerstört und mit seinen Einwohnern ausgeplündert, daß es sich nie mehr von diesem Schlage recht erholen und zu seiner früheren Bedeutung gelangen konnte, weshalb es bis heute nur ein Dorf geblieben ist. — Die Burg Edelstein dürfte wohl schon damals genügend stark befestigt gewesen sein, daß sie mit Erfolg bei ihrer unzugänglichen Lage den räuberischen Mongolenhorden zu widerstehen vermochte, umso leichter deshalb, weil dieses ausgesprochene Reitervolk wohl das flache Land zu überfallen und zu verheeren, aber keine rechte Belagerung fester Plätze durchzuführen verstand, weshalb die Burg von den vorüberschwärmenden Mongolenhaufen vielleicht ganz unbehelligt blieb. Die Chronik von Zuckmantel berichtet weiter, daß die Burg in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in den Händen des Ritters Otto von Linau und seiner Brüder durch geraume Zeit sich befand,

welche Edelstein wahrscheinlich vom Herzog Troppau als Lehen übernommen hatten. Unter diesen gefürchteten Raubrittern dürfte die Burg wahrscheinlich noch stärker befestigt und zum Schutze ihrer räuberischen Züge gegen die etwa zur Vergeltung heranziehende Waffenmacht mit den noch heute deutlich erkennbaren starken Ringmauern und den vorhandenen steilen Wällen und tiefen Gräben versehen worden sein. Diese Ritter von Einau hausten nun mit ihren Raub- und Kampfgenossen in ganz schrecklicher Weise in ihrer nahen und weitem Nachbarschaft, indem sie gewöhnlich erfolgreiche Beutezüge und Überfälle auf friedlich vorbeiziehende Handelsleute und andere Reisende auf der von Neisse nach Olmütz führenden Heerstraße — dem viel befahrenen Bierwege — von ihrem unzugänglichen Felsenschlosse aus unternahmen, in dessen starkem Mauergürtel sie die geraubten Schätze wohl zu bergen vermochten. Jedoch nicht allein auf der von Neisse nach Olmütz bei Edelstadt vorbeiführenden Heerstraße, sondern auch in weiterer Entfernung verübten diese, zu trauriger Berühmtheit gelangten Raubritter ihre Überfälle, sondern unternahmen öfter auch mit ihren bewaffneten Troßknechten von der Burg Edelstein aus größere Raubzüge bis in die Gegend von Ottmachau und Neisse in das dortige Gebiet des Bischofs von Breslau. Infolge der vielen Klagen nun, die über das Unwesen der Einauer beim Bischofe einliefen, und da er ja auch selbst hierdurch erheblichen Schaden erlitt infolge des durch den Güterraub an seinen Untertanen herbeigeführten Unvermögens derselben, die ihm schuldigen Abgaben und Steuern in der geforderten Höhe zu leisten, wandte er sich behufs Abstellung dieser Greuel um Hilfe an Herzog Nikolaus I. von Troppau, einem strengen aber seinem Volke wohlgefinnten Fürsten, der den, zumeist von Raub und Blut seiner Untertanen lebenden Landadel mit schonungsloser Härte bekämpfte. Auf das dringende Begehren des geschädigten Bischofs Thomas rückte auch wirklich Herzog Nikolaus zum Sturme gegen die Burg an. Ehe dieser jedoch begann (so erzählt eine Volksage), hatte sich einer der Raubgenossen der Einauer aus der Burg entfernt, der schon lange vorher den Brüdern Einau wegen eines gegen ihn gehegten, ungerechten Verdachtes Rache geschworen hatte. Dieser trat nun vor den Herzog Nikolaus, der die Burg von der Talseite aus fest mit seiner waffengeübten Kriegerschar eingeschlossen hielt, mit dem Anerbieten, die Burg in kürzester Zeit in seine Hände zu liefern, wenn der Herzog ihm eine kleine, aber auserlesene Abteilung seines Heeres zur Verfügung anvertrauen und folgenden Plan zur Ausführung bringen wolle. Während der Herzog auf zwei verschiedenen Seiten, von vorne und seitwärts mit getheilten Heerhaufen angreifen möge, werde er mit der von ihm geführten Schar auf einem geheimen, nur den Burgleuten bekannten Pfade und durch einen darauf

folgenden unterirdischen Gang, den Rücken der eingeschlossenen Feinde bedrohend, in das Innere der Burg eindringen und die hierdurch entstehende Verwirrung der überraschten Belagerten sowie Ablenkung eines Theiles derselben benützend, den zugleich von vorne Anstürmenden die Tore der Burg öffnen. Der Herzog ging auf diesen Vorschlag ein, und sowie der Einfall in die Burg besprochen worden, wurde er auch richtig ausgeführt. Während der Herzog die Burg von der gegen Zuckmantel führenden Straße aus bestürmte, fiel der Verräther mit seinem Heerhaufen durch den geheimen Gang ins Innere der Burg ein und den nach außen hin sich wehrenden Verteidigern in den Rücken. Jener suchte alsbald mit einigen Genossen die Hauptthore der Burg den von außen Stürmenden zu öffnen, sowie die Zugbrücke über den tiefen Wallgraben niederzulassen, während ein Theil von ihnen die gegen die Eindringenden sich wendenden Belagerten abwehrte. Als nun während dieses gefährlichen und heiklen Manövers, das alsbald in einen hitzigen Kampf der beiden Gegner im Burgraume überging, auch Herzog Nikolaus mit seiner Hauptmacht von außen durch die geöffneten Tore eindrang, konnte das Ende dieses Kampfes wohl nicht lange unentschieden sein, obwohl sich die so in die Enge getriebenen, weil von zwei Seiten angegriffenen Raubritter an der Spitze ihrer ritterlichen Genossen und Dienstmännern angesichts ihres bevorstehenden Unterganges mit verzweifelter Muth wehrten. Der größere Theil der Verteidiger mit dem ältesten Einauer, dem Herrn der Burg, fanden nach tapferem Widerstande den Tod, erzählte der Volksmund, während sich die anderen Brüder mit einigen Anhängern noch zu Ende des Kampfes retten konnten und in ein fernes Land flüchteten, von wo sie nicht mehr zurückkehrten. In Wirklichkeit jedoch dürfte wohl keiner derselben entkommen sein, denn bei einem solchen Verzweiflungskampfe in einer ganz eingeschlossenen Burg war wohl die Gefangenschaft für die nicht Gefallenen unter den Belagerten unvermeidlich. — Der Herzog übergab als gerechter Landesfürst die eingenommene Burg samt der Stadt Zuckmantel am 26. September 1281 dem Bischof Thomas von Breslau als Entschädigung für dessen, durch die Ritter von Einau erlittenen Verluste, es diesem völlig überlassend, die Burg entweder zu zerstören oder zu seinem Gebrauche zu benützen, welche Schenkung Herzog Heinrich IV. von Breslau am 11. September 1281 durch eine Urkunde bestätigte. Während des später entbrannten, längeren Kampfes zwischen dem genannten Bischof und dem Herzoge Heinrich um die Rechte und Güter der Kirche wurde auch die Burg Edelfstein von dem letzteren belagert. In seiner argen Bedrängnis wandte sich der Bischof wieder um Hilfe an Herzog Nikolaus von Troppau, jedoch wahrscheinlich vergeblich, denn der letztgenannte stand im friedlichen Einverständnis mit Herzog Heinrich IV., wovon uns seine Mitwirkung an

einem, vom genannten Herzoge mit den Herzögen von Oppeln und Glogau sowie vielen Rittersleuten am 31. Juli 1284 veranstalteten Turniere den Beweis liefert, weshalb sich der Bischof in einem Briefe bitter beklagte. Doch wurde er wieder in kurzer Zeit Herr über seine Feinde; denn im Jahre 1290 erlangte er, wie urkundlich nachgewiesen, wieder die vorher verlorene Landeshoheit über das Neisser und Ottmachauer Gebiet.

Im Jahre 1306 verließ Herzog Nikolaus von Troppau der Stadt Zuckmantel mehrere Gerechtsame und im Jahre 1339 liefert Herzog Nikolaus II. den Edelstein samt Zuckmantel und Hermannstadt mit den Goldgruben dem Könige Johann von Böhmen aus. Im Jahre 1361 jedoch gab Kaiser Karl IV. (und König von Böhmen) demselben Herzoge das erlangte Gebiet wieder zurück und vereinigte es mit dem Herzogtume Troppau. Um den unter dem Nachfolger Nikolaus I., Boleslaw von Breslau immer fester in Westschlesien und mährischen Anteil des Herzogtums Troppau auftretenden Raubrittertume feste Schranken zu setzen, belehnte König Karl von Böhmen den Sohn des mittlerweile aus seinem Lande vertriebenen Herzogs Nikolaus I. wieder mit dem Herzogtume Troppau. Dieser Herzog Nikolaus II. erwies sich nun als ein weiser, gerechter, weil durch die erlittene Verbannung gereifter Fürst, indem er bald nach Übernahme seiner Regentschaft mit Entschiedenheit im gerechten Kampfe gegen den raub- und heugierigen niederen Adel das wieder von diesem eingeführte Faustrecht unterdrückte, weiter die landesfürstlichen Hoheitsrechte, welche sich die das Volk bedrückenden Edelleute und Vasallen während der vorigen herren- und gesetzlosen Zeit angemacht hatten, ihnen wieder entriß und mit starker Hand die Burgen der nur als Geißel friedlicher und arbeitsamer Bürger und Bauern erscheinenden Ritter vom Stegreif zerstörte, diese selbst hierbei dem Henker überliefernd, sobald sie in seine Gewalt fielen, wodurch er wieder Ruhe und Ordnung in seinem Herzogtume herstellte. — Als Nikolaus II. im Jahre 1377 gestorben war, wurde das Troppauer Land unter dessen vier Söhne geteilt. — So konnte auch der durch die bis ins Neisser Land reichenden Kriegsunruhen gestörte und geschädigte Bergbau bei Edelstadt wieder in Betrieb gesetzt werden und gewann derselbe bald darauf einen so hohen Aufschwung, daß im Jahre 1331 der genannten Stadt das Münzrecht erteilt wurde, welches dieselbe bis 1430 selbständig und von da ab wahrscheinlich bis 1752 in Gemeinschaft mit der Münzgenossenschaft in Troppau ausübte.

In den Jahren 1348—1350 erschien auch in der vorliegenden Gegend als überall gefürchteter, unheimlicher Gast die Pest, welche außer einer großen Anzahl Dorfeinwohner auch den dritten Teil der Einwohner von Edelstadt hinwegraffte.

Herzog Nikolaus II. hinterließ bei seinem Ableben im Jahre 1366 vier Söhne: Johann, Nikolaus, Wenzel und Przemislaw. Zwar wurde das Herzogtum unter dieselben im Jahre 1370 geteilt, wobei das Schloß Edelstein mit Edelstadt und den Bergwerken an Nikolaus III. überging, im Jahre 1434 jedoch, nach dem Tode des Herzog Premkos, wurden durch dessen letztwillige Verfügung die Einkünfte der Bergwerke den Söhnen desselben gemeinschaftlich überwiesen, welche ungefähr den 12. Teil von dem gewonnenen Erze betrug. Die über die Teilung des Fürstentums Troppau unter die Söhne Nikolaus II. aufgenommene Urkunde lautet: „Die mit der Teilung beauftragten Herren: Eennesch von Krawar auf Krumau, Niklas von Malenowitz, Kämmerer des Landrechtes von Troppau, Otto von Stosch und Altschif von Herlitz-Mittler der Herzoge Johann I. und Nikolaus III.; dann Dirslav von Kravar auf Fulnek, Heinrich von Füllstein, A. von Wigstadt und Bohusch von Drohotusch als Mittler für den Teil der Herzöge Wenzel und Przemyslaw hatten als erkorene Schiedsrichter zwischen den Brüdern das Fürstentum also geteilt, daß sie hatten von jedem Teile ein Haupt gemacht. Also da sein die zwei Häuser Fürstenwalde und Edelstein ein Haupt und das ist gefallen mit seinen Zusicherungen an Herzögen Wenzeslaw und Premyslaw mit dem Lose. Zu demselben Haupt gehört Troppau und die ganze Stadt mit all ihrer Zugehörung. — Im nächsten Jahre entstand eine große Teuerung, durch welche auch Herzog Nikolaus in Geldnot geriet und daher Edelstadt samt den Bergwerken? im Jahre 1383 dem Bischofe Wenzel von Breslau zu verpfänden genötigt war.¹⁾

Im Jahre 1248 brach während des Hussitenkrieges ein wilder Schwarm Taboriten in diese Stadt ein, welche von ihnen samt dem anstoßenden Landgebiet verheert und geplündert wurde, wie auch der, eine größere Ansiedelung von Bergknappen bildende Ort Obergrund. In gleicher Weise wurden auch Ziegenhals und Grottkau von diesem wilden, fanatischen Kriegsvolke zerstört, während die Bürger von Meisse sich desselben trotz heftigen Ansturmes tapfer erwehrt. Bei Fürstenwalde (Würbental) soll es zwischen einem solchem eingebrochenen Haufen Taboriten und den dort zahlreichen Bergknappen zu einem heftigen Kampfe gekommen sein, in welchem jene wilden Krieger von diesen tapferen, ihren Herd und Heimat mit trotzigem Mute verteidigenden Knappen größtenteils überwältigt wurden,

¹⁾ Zu den Schlössern Fürstenwalde und Edelstein beim 1. Hauptgebiet, den nord-westlichen Teil gehörten die Städte Jägerndorf, Leobschütz, Freudenthal, Suchmantel und Deutsch-Neufkirch, während zu der südöstlichen Haupt-Gruppe mit der Stadt Troppau die Burgen Grätz und Landeck, sowie die Städte mit den Städten und Schlössern Hultschin und Fulnek gehörten. — Natürlich waren unter den Städten und Burgen auch die zugehörigen Landesgebiete mit inbegriffen.

wobei auch viele Hussiten, soweit sie nicht getötet und in die Flucht getrieben wurden, in Gefangenschaft gerieten. Auf der Burg Edelstein jedoch soll nach diesem Einfälle ein Anführer der Hussiten geherrscht haben, der die Privilegien von Edelstadt verbrannte. Infolge der Zerstörung der Stadt und der Verheerungen in der Nähe durch die Hussiten gerieten auch die zugehörigen Bergwerke in Verfall; so gelang es bei der nach dem Hussiteneinfall allgemein herrschenden Verwirrung in dieser Gegend dem Herzog Boleslaw von Oppeln, sich der Stadt Zuckmantel samt Burg Edelstein zu bemächtigen, wonach er sich Herr von Edelstadt nannte. Dieser Herzog Boleslaw war jedenfalls jener Herzog Bolko von Oppeln, an welchen im Jahre 1440 Herzog Wenzel von Troppau die Burg Edelstein mit Zugehör, doch mit Vorbehalt der Ansprüche der Herzöge Arnold und Wilhelm auf die Bergwerke verpfändete (laut Lehensurkunde II 506 nach K. Peter). Um nun den vernachlässigten Bergbau wieder zu heben und weiterführen zu können, wandten sich die Bürger von Edelstadt an den genannten Herzog, welcher die eingerissene Unordnung im Bergbaubetriebe auch möglichst zu beseitigen strebte und zu diesem Zwecke im Jahre 1455 den Bürgern und Bergwerksbesitzern die erneuten Privilegien durch einen, noch jetzt in der Zuckmantler Gemeindefanzlei befindlichen Freiheitsbrief erteilte. Diese Urkunde beginnt folgend: „In dem Namen Gottes Amen zum ewigen Gedächtnisse, wir Bolko von Gottis Gnaden, Herzog zu Oppul und Obersten Glogaw und bekennen und thun kund öffentlichen mit diesem Briefe vor Allen, den die Insichen Herrn wieder legen, das vor uns kommen sind unsere lieben Getrawen von Zuckmantel und haben uns vorgenommen weg ihre Briefe yhrer Gerechtigkeit und Freyheyten di sy gehabet haben of unsere Schloß Edelstyn verbrannt findt und haben uns gebeten, das wyr ihne andere Briefe gaben sullen und haben sy begnadet mit sulchen Rechten, also hiernach von Worten zu Worten geschriben findt und auch ire Bücher ansagen u. s. f.“ Durch diese Urkunde wurde in dem weiter folgenden Inhalt den Zuckmantler Bürgern noch freie Holzung, sowie die Ausübung der Jagd und Fischerei, wenn auch im beschränkten Maße in größerer Entfernung von der Stadt gewährt und außerdem noch der Ausschank von Wein in derselben gegen gewisse Abgaben verliehen. — Nach dem Tode Herzog Volkos kam Edelstein in dessen Bruders Hand, der im Jahre 1460 jedoch alle seine Besitzungen an den neu gewählten Böhmenkönig Georg von Poděbrad verlor, welcher mit dem Herzogtum Troppau seine Söhne belehnte. Als 1471 der König Georg von Böhmen gestorben war, wurden seine sämtlichen Besitzungen unter seine Söhne geteilt, wobei von ihnen Viktorin das Herzogtum Troppau und mit diesem auch Edelstein erhielt, ob zwar Bischof Rudolf von Breslau die Burg besetzt hielt. Doch bestätigt König

Mathias Corvinus von Ungarn dem genannten Bischöfe den Besitz der Burg Edelstein. Wahrscheinlich um unnütze Kämpfe um Behauptung seines Eigentumsrechtes für diese entlegene Grenzveste zu verhindern, tritt Herzog Viktorin in seinem und seiner Brüder Namen den Edelstein an den Bischof Rudolf von Rüdesheim gegen Erlag einer entsprechenden Geldsumme ab.

Unter der Regierung des Königs von Böhmen Georg v. Podiebrad kam der böhmische Edelmann Ján von Zierotin als Schloßhauptmann auf die Veste Edelstein, welcher daselbst eine starke Besatzung unterhielt, nachdem in den blutigen Fehden zwischen dem genannten König und dem Bischof Jodokus von Breslau der Edelstein im Jahre 1467 nebst den meisten anderen größeren Burgen im ehemaligen bischöflichen Fürstentum Meisse in die Gewalt des ersteren gefallen war. Um die, von den auf diesen Burgen vom Böhmenkönig eingesetzten czechisch-hussitischen Hauptleuten fortwährend — besonders von Edelstein aus — unternommenen Einfälle in das bischöfliche Gebiet zu hindern und die Macht des böhmischen Königs in demselben zu brechen, wurde (nach einer von Josef Lowag sehr lebendig geschilderten Sage) die Burg Edelstein durch eine List des bischöflichen Feldhauptmannes Hans von Czettritz in Folge Verrates des abwesenden Schloßhauptmannes v. Zierotin, der die Burg während seiner Abwesenheit in Prag seinem Vogte Jonak übergeben hatte, in Folge eines glücklichen Überfalles durch eine von Czettritz geführte Kriegerschar eingenommen, nachdem die stark bezechten und am frühen Morgen noch in wüster Betäubung ruhenden Burgmannen mit leichter Mühe überwältigt worden waren, und die Burg an allen vier Ecken hierauf angezündet. Die durch das Feuer noch nicht zerstörten, stehenden Mauern der Veste wurden mehrere Jahre später auf Geheiß des damaligen Bischofs von den benachbarten Bergleuten gesprengt, wodurch dieselben bis auf unscheinbare Reste der Warttürme getilgt wurden. Geschichtliche Tatsache ist, daß die Burg Edelstein, sowie die benachbarten befestigten Schlösser Koberstein, Friedeberg, Kaltenstein und Georgineß (Jauernig) von der aufgebotenen, starken Heerschar des Bischofs Jodokus, dessen Untertanen, die ihnen aufgezwungene Tschechen-Herrschaft nur mit großem Widerwillen ertrugen, nach einander belagert, gestürmt und zum Teile abgebrochen oder gänzlich zerstört wurden, womit der Böhmen Gewalt in unserem Schlesien ihr Ende erreichte. Bei der Einnahme der Burg Edelstein dürfte nach dem darauf folgenden Bild wilder Zerstörung wohl ein Teil des in der Burg vorhandenen Hausrates und verschiedene Einrichtungsstücke, Waffen u. s. w., die nicht des Fortschaffens lohnten, unter den niederstürzenden Trümmern der brennenden Burg begraben worden sein, welche Gegenstände, mehr oder weniger gut erhalten, bei den in nächster Zeit geplanten Ausgrabungen

und freilegen der Burgmauern wohl noch teilweise vorgefunden werden können. Da außer der Zerstörung der Burg durch die bischöflichen Bergleute nach ihrer Einnahme noch die Witterungseinflüsse im Laufe der langen Zeit den allmählichen Verfall der Ruine bis zur Bildung der heute vorhandenen Mauertrümmer herbeigeführt, beziehentlich beschleunigt haben, so ist es nicht zu verwundern, daß außer einem Maueransatz eines früheren Wartturms auf der Nordostseite und einem kargen Rest des sogenannten Bergfriedes oder einer Vormauer desselben, dessen ursprünglich viereckiges Mauerwerk etwa eine Höhe von 6 Metern von der tiefsten Grundstelle aus erreicht und sich schon in einem recht bröcklichen Zustande befindet, nur noch die deutlich wahrnehmbaren dreifachen breiten tiefen Wallgräben von dem ganzen, ehemals so großen Bauwerk der Burg übrig geblieben sind. — Wir können nur noch soviel erkennen, daß auf der westlichen Seite sich das große Tor und nicht weit davon der Schloßbrunnen befunden haben mag; etwas bergauf von demselben stand der mächtige Wartturm, von dem die soeben geschilderten Überreste zu sehen sind. Westlich von diesen ist ein Tiefraum, welcher durch eine Quermauer in zwei Abteilungen getrennt erscheint, während in nördlicher Richtung hiervon ein ziemlich großer, nun mit jungen Eärchen beplanter, schön geebener Platz vielleicht in der Zeit der Macht und des Glanzes unserer ehrwürdigen Veste als Turnierhof (Waffenübungsplatz) gedient haben mag.

Der Schloßberg oder kahle Berg, welcher die Burgruine Edelstein trägt, liegt von der Stadt Zuckmantel ungefähr $\frac{1}{2}$ Stunde entfernt und führen auf denselben mehrere bequeme Waldwege, von welchen jedoch nur die gegen den Wallfahrtsort Mariahilf führende, sogenannte St. Annastraße markiert ist. Wenn wir letztere verfolgen wollen, um unser Ziel — die Burg Edelstein — nicht zu verfehlen, benützen wir zuerst die von Zuckmantel nach Hermannstadt führende Reichsstraße bis in die Nähe des geschlossenen herrschaftlichen Waldes, wo sich kurz vor dem nach Mariahilf führenden Wege die St. Annastraße rechts abzweigt, auf welcher wir mit Hilfe der Markierung und Erklärungstafel sicher zur Ruine Edelstein gelangen. Die genannte Straße führt jedoch, wenn auch unweit, unterhalb derselben vorbei, von welcher aus auch kein eigentlicher Fußweg auf die ziemlich steile Anhöhe mit den Burgresten vorhanden ist, der aber wohl, womöglich in weiten Serpentinlinien, des leichteren Aufstieges wegen, sehr zu wünschen wäre. Denn die, wenn auch kurze Strecke von dem Punkte an, wo die Reste der Burgmauern am nächsten und deutlichsten sichtbar sind, bis zu dem Rücken jener Stelle des Berges, auf dem die Hauptburg stand, bildet eine derartige, mit dichtem Gestrüpp, jungem Nadelholz und Mauerschutt (schiefrigen Bruchsteinen) bedeckte Wildnis, daß ein gerades

Aufwärtsklimmen auf dieser Seite sehr schwierig und daher nicht ratsam ist, überdies auch vom fürstbischöflichen Forstamte nicht gestattet wird. Wir gehen daher noch ein kurzes Stück auf der St. Annenstraße weiter, bis die Schloßruine wieder hinter den Gipfeln der vorne stehenden höheren Waldbäume verschwunden ist und sich die bisher verfolgte Straße scharf nach links wendet. Von dieser Stelle aus sehen wir im Schatten des vor uns stehenden höheren Holzes, etwas nach rechts abweichend, die uralte, aus Holz gebaute St. Annenkapelle, welche wahrscheinlich in alter Zeit als Stätte der Andacht für die in der Nähe nach allen Richtungen hin in die damaligen, im regen Betriebe stehenden Gruben und Schächte einfahrenden Bergleute bestimmt war und die einige altertümliche, wenn auch nicht gerade sehr gute Heiligenbilder aufzuweisen hat. Wenden wir uns nun von der Kapelle, oberhalb welcher eine reichliche Quelle köstlich frisches Wasser spendet, in die von uns vorher auf der Straße eingeschlagene südwestliche Richtung zurück, so bemerken wir einen wenig ausgetretenen Fußweg, der uns direkt unter den höchsten Punkt der Ruine Edelstein führt, von wo wir nicht nur die steil emporstrebenden dreifachen Wälle, deren äußerer, breiter uns wie durch einen Hohlweg bis zum Fuß des Schloßberges hinabführt, sondern auch die recht erhabene, prächtige Lage der Burg von einer neuen Seite deutlich mit unserem ob dieses umgewohnten Bildes aus alter Zeit erstaunten Blick umfassen. Wagen wir sodann noch eine ziemlich mühselige Kletterpartie auf dem sehr abschüssigen, leicht rutschenden Abhang des südwestlichen Burgwalles hinauf (der denselben bedeckende Mauerabfall ist ziemlich dicht mit den langen Schlingranken der Waldplatterbse [*Lathyrus sylvestris*] bewachsen), so gelangen wir auf das schon erwähnte, ziemlich ebene Plateau, welches die Grundfläche des weitläufigen inneren Burgraumes (Hofes) gebildet haben dürfte. Am äußersten Ende dieses Burgplatzes, an dessen rechten Abfall der vorhin beschriebene Mauerrest sich erhebt, — angekommen, dort, wo sich noch ein deutlich sichtbarer Mauerrest als Rest eines früheren Wartturmes in der Richtung gegen die Stadt Zuckmantel erhebt, genießen wir eine wundervolle, nach der an heißen Tagen anstrengenden Kletterpartie wohlthuende Rundsicht. Wir sehen vor uns in nordöstlicher Richtung die breite kegelförmige Bischofskoppe den Horizont abschließen, vor welcher die Stadt Zuckmantel sich malerisch lagert, weiter rechts im Vordergrund den Zitterhügel und die Bettellochlehne mit dem Uhusfelsen, in südlicher Richtung, auf der Gebirgsseite, steigt die vordere Lehne des langrückigen ehrwürdigen Althafelsberges auf, während wir zu unserer linken Hand nach Norden und Westen hin weit ins fruchtbare Flach- und Hügelland bei hellem Wetter schauen, und an besonders zur Fernsicht geeigneten frühlings- und Herbsttagen mit sehr klarer Luft sogar

die Türme und einzelne größere Häusermassen der alten Festung und Bischofsstadt Neisse erblicken können.

Wir müssen in Anbetracht möglicher Erhaltung der nur geringen Baudenkmäler aus der geschichtlichen Vergangenheit Österreich-Schlesiens die Tatsache mit Freude begrüßen, daß der vom fürstbischöflichen Hauptkassabeamten Br. König angeregte Plan der Freilegung und teilweisen Herstellung der Burgruine Edelstein durch die hohe Munificenz des derzeitigen Kardinals, Fürstbischof von Breslau Dr. Georg Kopp, eine greifbare Gestalt angenommen hat, da in nächster Zeit die zu diesem Zwecke notwendigen Erdarbeiten in Angriff genommen werden dürfen.

Verbreitung der Pflanzen in Oberschlesien in ihrer Abhängigkeit von den allgemeinen Lebensbedingungen.

Von

Bronny, Rektor, Schwientochlowitz.

Das Leben der Pflanze kennen wir nicht in seinem Ursprung, nicht in seinem Wesen und nicht in seinem geheimnisvollen Walten. Was wir kennen und sehen, sind nur die Lebensäußerungen, die Lebenserscheinungen, wie sie sich ergeben aus dem Zusammenwirken der schaffenden Lebenskraft mit den sie bedingenden äußeren Einflüssen, den Lebensbedingungen. Das Ergebnis dieser Faktoren in ihrem gegenwärtigen Entwicklungsstadium ist die heutige Pflanzenwelt.

Nun zeigt dieselbe je nach Ort und Zeit ein in Reichtum, Farben und Formen sehr wechselndes Bild, folglich müssen bei gleicher Lebenskraft die äußeren Einflüsse ungleich und wechselnd sein. Die oberschlesischen Pflanzenverhältnisse verstehen wollen, heißt also, die sie hier bedingenden Faktoren untersuchen.

Die Mannigfaltigkeit derselben läßt wohl eine verschiedenhafte Reihenfolge zu, für unsere Aufgabe möge aber neben dem Grade der Wichtigkeit für das Pflanzenleben im allgemeinen auch der Wert und die Augenfälligkeit für unsere Gegend entscheidend sein.

Nun halten wir Umschau, und die Jahreszeit kommt uns helfend entgegen. Tiefer Schnee deckt der Erde Grün, kalter Wind pfeift durch das kahle und nackte Geäst, und unter der Last des Schnees ächzt der Nadelwald. Des Winters eisige Hand hält alles Pflanzenleben darnieder. Und wie in den Tropen der Pflanze den Horizont nach der ersetzten

Regenwolke durchsucht, so prüfen wir der Sonne Stand und erhoffen von ihrer Wärme das frische Leben, die Auferstehung.

Die Wärme ist also unsere wichtigste und im Wechsel der Jahreszeiten augenfälligste Lebensbedingung der Pflanzen. Sie spielt hier eine wichtigere Rolle als in den Tropen, wo sie wegen ihrer Gleichmäßigkeit mehr verborgen bleibt und deshalb gegen die Wirkung der wässerigen Luftniederschläge ganz zurücktritt. Sie ist es, die bei uns im Frühjahr die Pflanzenmaschine in Bewegung setzt und im Winter wieder kalt stellt. (Nach Schimper, Pflanzengeographie.)

Jede Pflanze benötigt zu ihrem Gedeihen einer gewissen Wärmemenge und ist nur zwischen ihrem Wärmeminimum und Maximum lebensfähig. Diese aber können je nach der Pflanzenart sehr verschieden sein, bei höheren Pflanzen aber kaum 50 Grad Celsius übersteigen, während nach unten hin die Grenze sehr wechselt, für Flechten und niedere Pilze kaum vorhanden zu sein scheint. Im allgemeinen aber beginnen die Lebensfunktionen erst bei einigen Graden über dem Gefrierpunkte. Das Optimum ist wohl bei Keimung, Wachstum Assimilation, Atmung verschieden, dürfte aber im großen und ganzen zwischen 20 und 30 Grad Celsius liegen.

Solch günstige Wärmeverhältnisse bieten dauernd nur die Tropen, und nur sie können jene Üppigkeit und Lebensfülle erzeugen, die wir so sehr an den Palmen, den Bananen, der Musa, der Ravenala, Strelitzia, den herrlichen Orchideen u. s. w. staunend bewundern. Mit zunehmender Breite schwindet mit der Wärme von Stufe zu Stufe auch die Pracht, um in den polaren Eiswüsten völlig zu ersterben.

Diesem augenfälligen Zuge folgen auch die Pflanzengeographen und teilen die gesamte Pflanzendecke der Erde in Pflanzenzonen ein, um uns dabei der sogenannten Kaltgemäßigten zuzuweisen, welche die 45. bis 58. Breitengrade umfaßt. Darnach bietet unser Oberschlesien annähernd dasselbe Pflanzenbild wie das übrige Deutschland, Mitteleuropa, das südliche Sibirien und die entsprechenden Länder Nord-Amerikas. Hier sinkt die Temperatur oft tief unter den Nullpunkt und erreicht einen Stand, der tief unter dem Minimum sehr vieler Pflanzen steht, für sie den Tod bedeutet und sie deshalb vom Gedeihen in unserer Zone ganz ausschließt. Aus diesem Grunde fehlen uns nicht nur ganze Pflanzenfamilien, sondern sogar ganze Reichen, so z. B. die Palmen Farinosae, Opuntiales, Spathifloren, bis auf den Fremdling Kalmus, ferner die Sinnpflanzen (Mimosen), Cäsalpinen zc. Der Wald, der in den Tropen auf engen Räumen nicht selten 40 bis 50 verschiedene Baumarten in bunter Mannigfaltigkeit aufweist, sinkt bei uns nur auf wenige herab und wird eintönig. Mit dem Artreichtum fällt auch die Größe und Üppigkeit. Es fehlen uns die

Riesenblätter der Palmen, der Musa, die Riesenblumen der Rafflesia, die Bambusarten als Riesen unter den Gräsern, die Musa, Victoria als die unter den Stauden. Die Kälte drückt die Pflanzen an den warmen Busen der Mutter Erde. Der Schnee breitet über sie sein schützendes Tuch, so daß das Samenkörnchen und der Wurzelstock die Zeit der Not gut überdauern, die in die kalte Luft emporragenden Stengel aber dem oft tödlichen Hauche des Winters preisgegeben werden und erfrieren. Ist der Süden der Bildung und Vermehrung durch Sprosse, Stecklinge, Senker und Ausläufer günstig, so fördert der Norden unter Anpassung an die gegen Kälte meist sehr widerstandsfähigen Samen und Früchte die Blütenbildung und Samenvermehrung. Darum nehmen gegen die Pole hin die langlebigen Pflanzen, die Baumarten, stark ab und überlassen das Feld mehr den ausdauernden Kräutern und den einjährigen Pflanzen. Vergleichen wir z. B. die Krappgewächse der Tropen mit den unsrigen: Chinarindenbaum (*Cinchona*), Kaffeebaum (*Coffea*), *Cephalanthus* sind Bäume, unsere Waldmeisterarten (*Asperula*), Labkräuter (*Gallium*), Färberröte sind nur krautig und vielfach einjährig. Die Wolfsmilchgewächse (*Euphorbiaceae*) sind dort meist Bäume, während unsere Arten durchweg nur kurzlebig sind. Gleich oder ähnlich liegen die Verhältnisse bei den Farnen, den Lilien-, den Schmetterlingsgewächsen u. s. w.

Aber auch unsere Gegend hat einst bessere Zeiten gesehen. Da wuchsen, wie die Versteinerungen es beweisen, in der Jurazeit hier noch Sumpfcypressen (*Taxodien*), Pandanus, im Tertiär Araucarien, *Carya*, Kastanien, Feigen, Lorbeerbäume u. s. w., wie etwa jetzt an der Riviera. Da brach über Nord- und Mitteleuropa die böse Eiszeit oder Glazialzeit herein, vergletscherte auch unsere Gegend und machte der Herrlichkeit ein vorzeitiges Ende. Die empfindlichen Arten wurden zum Rückzuge oder, wohl besser gesagt, zum Vordringen gegen Süden gezwungen. Minder empfindliche blieben in geschützten Lagen bestehen, wie Ahorn, Linde, Esche, Ulme, Schneeball (*Viburnum*) u., ferner die Mehrzahl der gegenwärtigen Wasserpflanzen: Kolbenrohr (*Typha*), Laichpflanzen (*Potamogeton*), Froschlöffel (*Alisma*), Krebschere oder Wasseraloe (*Straliotes*), Wassernuß (*Trapa*) u. Andere mögen sich dem mehr gegen Kälte schützenden Wasser noch inniger angepaßt haben, so die Wasserlilie, die strauchblütige *Lysimachie*, das Pfennigkraut, Schlangenzunge (*Calla*), Scharbockskraut (*Caltha*), der große Hahnenfuß (*Ranunculus Lingua*), Wasserschieferling (*Cicuta*), Zweizahn (*Bidens*) u.

Um diese Zeit drang aber die nordische Flora gewaltig vor und ergriff von der Gegend meist dauernden Besitz. Zur vorherrschenden Baumgattung wurden die Pinaceen, die Kiefer, die Fichte, die Tanne und der Lärchenbaum.

Sie drückten dem Lande das heutige Gepräge auf. Mit ihnen kam ihr großes Gefolge der Glazialpflanzen: das Heidekraut (*Calluna*), die Heidelbeerarten (*Vaccinium*), die Bärentraube (*Arctosaphylos*), die Andromede, der wilde Rosmarin (*Ledum*), das Leberblümchen (*Hepatica*), die Einbeere (*Paris*), die Wintergrünarten (*Pyrola*), die Entianen, aber auch Alpenrosen (*Rhododendron*), Edelweiß (*Leontopodium*), das Alpenglöckchen (*Soldanella*), die Steinbrecherarten (*Saxifraga*) 2c.

Nach der Eiszeit besserten sich die Wärmeverhältnisse wieder bedeutend und zwangen manchen nordischen Eindringling zum Rückzuge oder zur flucht in die höheren und deshalb kälteren Lagen der benachbarten Karpathen oder Sudeten, ihren Platz nun der vor- und nacheiszeitlichen, der arctotertiären Rest- und Mischflora zu weiterer Ausbreitung überlassend.

Diese unsere gegenwärtige Flora der Ebene umfaßt Formen mit geringem Wärmebedürfnis, sogenannte Mikrothermen, welche sich mit einer Durchschnittswärme unter 14 Grad Celsius begnügen. Es sind für unsere Gegend: Korbblütler (Compositen) etwa 170 Arten, dann Gräser (Gramineen) etwa 90, Kreuzblütler (Cruciferen) über 50 Arten, dann absteigend Schmetterlingsblütler (Papilionaceen), Lippenblütler (Labiaten), Braunwurzgewächse (Scrophulariaceen) 2c. mit zusammen etwa 1500 Arten höherer Pflanzen. (Vergl. Dr. Drude und Garke.) Darunter sind etwa 5 Nadelbäume, 40 Laubbäume, 80 Sträucher, der Rest Halbsträucher, Stauden und besonders einjährige Pflanzen.

Auf ihr Gedeihen und ihre Verbreitung ist außer der Wärme ein anderer Faktor von größtem Einfluß, nämlich die Feuchtigkeit, das Wasser. Das Abhängigkeitsverhältnis der Pflanze vom Wasser merkt schon das Kind, wenn es die eben gesammelten Blumen ins Wasser stellt und die Napf- oder Gartenblumen begießt. Der Bursch kennt die Zeit der Weidenpfeifen und des Birkenaftes, der Gärtner die des Veredelns und Verpflanzens. Die Naturforscher haben gerade die auf der Wasserversorgung beruhenden Lebensvorgänge am ausgiebigsten untersucht und fast zum Abschluß gebracht. Zu einer Zeit wurde der Transpiration sogar die gesamte Nahrungsaufnahme zugeschrieben (Humustheorie), während ihr in Wirklichkeit nur die Aneignung der Bodensalze und die Festigung durch die Vollsaftigkeit zukommt. Das Wasser ist also teils Baustoff der Pflanze, teils Transportmittel der Nährsalze aus dem Boden in die Pflanzenteile, um dann nach getaner Arbeit durch die Blätter zu verdunsten. Aber welche Bedeutung hierbei dem Wasser zukommt, kann man schon daraus ersehen, daß viele Pflanzen bis über 90 % aus Wasser bestehen. Und wenn wir erst in die Mysterien der Pflanzennatur eindringen, die Aufnahme, Leitung, Verdunstung, Speicherung, Regulierung und Sicherung der erforderlichen Wassermenge

genauer erfassen, die bei der Transpiration entwickelte Kraft, die geleistete Arbeit ermessen, da wird uns durch diese zweckmäßigen Einrichtungen und die weise, fast ängstliche Sorge der Natur erst klar, welch' wichtige Rolle im Haushaltungsplane der Pflanze dem Wasser zufällt.

Bekanntlich ist die Wasser- bzw. Regenmenge nicht überall gleich, und damit hat die Pflanzenwelt stark zu rechnen. In unserer Zone ist die Regenmenge wohl geringer als in der Äquatorial- oder Regenzone; dafür ist aber auch hier die Temperatur, die Lichtstärke und somit wieder die Verdunstung geringer. Auch im Gebirge ist die Regenmenge bedeutend größer als bei uns in der Ebene, aber dafür fließt das Wasser dort wieder leichter ab, und der Rest verdunstet infolge geringeren Luftdruckes und der größeren Windstärke auch bedeutend schneller. Aus diesem Grunde ist unser Oberschlesien nicht im Nachteil, wenn es auch eine jährliche Regenmenge von nur 58—60 cm aufweist. Viel wichtiger ist der Umstand, wann die Niederschläge fallen, ob nur im Winter oder im Sommer oder zu allen Jahreszeiten. Nur Winterschnee und Eis sind pflanzenphysiologisch gleichbedeutend mit Trockenheit und Dürre, weil das gefrorene Wasser starr und nicht leitungsfähig ist. Aus diesem Grunde haben alle Winterpflanzen dieselbe Struktur wie die Pflanzen der trockenen Gebiete, sind blattlos oder haben nur stark reduzierte Blätter, Nadeln, dafür aber desto dickere Rinde. Es sind sogenannte Xerophyten. Hat eine Gegend nur Winterregen, so vermag die nachfolgende Schneeschmelze nur eine kurzlebige Grasvegetation ohne Baumwuchs, eine Steppe oder Prairie, hervorzurufen, wie wir solche innerhalb unserer Zone im südlichen Rußland und in Ungarn, in Zentralasien und dem Gebiet zwischen dem Mississippi und dem Felsengebirge haben. Vorzugsweise Frühjahr-, aber schwacher Sommerregen erzeugt ein Pflanzenbild, dem wir in Südeuropa begegnen: im Frühlinge alles in Farbenpracht und Blütenduft, im Sommer aber alles dürr und trocken, statt der Wälder nur Gebüsch mit lederartigen, verstaubten Blättern, und die Wiesen ohne Grasnarbe, wüst und leer. Bei uns aber erfolgen Regenfälle zu allen Jahreszeiten mit dem Maximum im Sommer, so daß das Schmelzwasser den großen Frühjahrsbedarf voll deckt, der reichliche Sommerregen der größeren Verdunstung die Wage hält, und der trockene Herbst die Winterruhe wohltuend einleitet. Diese gleichmäßige Feuchtigkeit, gefördert durch die hohe täglich langandauernde Sommerwärme, erzeugt ein reges und üppiges, aber auch gleichzeitiges, gleichmäßiges und darum auch gleichartiges und gefelliges Wachstum, wie wir solches an der Form des Waldes, der Wiese und der Heide bewundern. Wald und Wiese, welche Schönheit, welche Poesie liegt in diesen beiden Worten! Wer hat sie nicht besungen und wer ihren Zauber nicht empfunden! Und kannte so mancher die Trost-

losigkeit der Wüste, die Eintönigkeit der Steppe, er stimmte das Lob des Waldes noch höher an. Fehlen uns auch die immergrünen Laubwälder der südlichen Länder, so haben wir dafür immergrüne Wiesen, die jenen Ländern fehlen. Auch des Waldes buntwechselndes Farbenbild hilft uns, sich über manches Fehlende leicht tröstend hinwegzusetzen.

Wald und Wiese geben also unserem Gebiete die ihm eigentümliche Physiognomie. Unser Pflanzengebiet kann aus diesem Grunde keinen treffenderen Namen führen als den: Wald- und Wiesengebiet. Unser Klima ist beiden Formen gleich günstig; über die Vorherrschaft entscheidet ein anderer Faktor, die Bodenform und die Bodenart. Die Feuchtigkeit des Obergrundes gibt den feichtwurzelnden und rasenbildenden Gräsern, der durchlässige und trockene Boden aber den tiefwurzelnden Bäumen und Sträuchern das Übergewicht.

Die Wiese zeigt im ganzen Waldgebiete fast dasselbe immergrüne Bild, nicht aber der Wald, dessen Äußeres sich mit dem Vorherrschen der Laub- oder Nadelbäume wesentlich ändert. Die nördlichen Striche bleiben das uneingeschränkte Gebiet des Nadelwaldes, die südlichen die des vorherrschenden Laubwaldes. Unser Oberschlesien liegt in der Mitte, also im Gebiet der gemischten Wälder. Der Unterschied zwischen Laub- und Nadelbaum ist besonders im Winter stark auffällig, das Verhalten zum Wasser und die sich daraus ergebende Struktur macht sie aber völlig gleich; beide sind im Sommer mehr Wasser- (Hygro-), im Winter Trockenpflanzen (Xerophyten); sie sind beides, also Tropophyten.

So zieht das Klima immer engere Grenzen um unser Pflanzengebiet; die Feuchtigkeit scheidet es von den östlichen Steppen und den südeuropäischen Maquis, die Wärme vom Gebiete der Laubwälder im Süden und dem der Nadelwälder im Norden.

In unserem Teilgebiet, welches wir noch mit ganz Deutschland u. s. w. teilen, dominieren die Fichte, die Kiefer, die Tanne, dann die Eiche, die Buche, die Birke, die Erle und auf der Wiese das Heer der Gräser. Überall ein üppiges Wachsen, überall aber auch ein stummes und erbittertes Kämpfen um ein neues Lebenselement. Wie sie sich dabei strecken, wie die eine Pflanze der andern über den Kopf zu wachsen bestrebt ist. Da kann es sich nicht um die Wärme und nicht um die Feuchtigkeit handeln. Sie kämpfen um einen Platz an der Sonne, um das Licht.

Ohne Licht kein Leben! Alles strebt dem Lichte entgegen und lebt vom Lichte. Dieses gilt auch von den Pflanzen, und zwar umsomehr, je höher und besser sie organisiert sind, so die zwei- und einsamenslappigen Pflanzen. Weniger empfindlich sind die älteren Formen: die Nadelbäume, dann die Farne und Moose, die Lagerpflanzen und die Schleimpilze. Um

die Wirkungen des Lichtes zu verstehen, wollen wir die im Dunkeln wachsenden Kartoffeltriebe genauer beobachten. Diese Sprosse bleiben bleich, erlangen oft eine übermäßige Länge. Die Seitentriebe fehlen, statt der Blätter sind nur kleine Schuppen und die Blütenbildung unterbleibt ganz. Es ist ein Strecken auf Kosten der Blätter und Blüten, auf Leben und Tod, ein Beweis für die große Bedeutung dieses Lebenselementes. Mit dem Lichte aber wird die Pflanzenform gedrungener und lebenskräftiger, die Chlorophyllbildung beginnt und damit die Aneignung des Kohlenstoffes und der Aufbau und Wachstum der ganzen Pflanze. Ohne Licht also keine Stärke, kein Zucker, kein Öl, also auch kein Holz und kein Baum. Ohne Licht aber auch keine Blätter, keine Blüten, keine Früchte, keine Farben und deshalb auch keine Blätter- und Blütenpracht.

Die erforderliche Lichtmenge ist nicht nur für die einzelnen Pflanzenarten, ob Licht- oder Schattenpflanzen, sondern auch für die einzelnen Lebensvorgänge verschieden. Auch die Art der Lichtstrahlen spielt infolge der ungleichen physiologischen Wirkungen eine ungleiche Rolle. Die gelben sind bei der Bildung des Blattgrüns, die roten bei der Reduktion der Kohlensäure, die blauen und violetten bei der Aneignung der Stickstoffe und die ultravioletten bei der Blütenbildung am wirksamsten. (Nach Sachs, vergl. Schimper.) Zu starkes Licht wirkt störend auf die Farbstoffe, ja sogar tödend auf das Protoplasma, weshalb gegen zu starkes Licht in den Tropen oft Schutzvorkehrungen beobachtet werden. In unseren Breiten sind sie weniger ausgeprägt und fallen mit denen gegen Verdunstung zusammen, so daß es zur Zeit kaum möglich erscheint, zu entscheiden, welchem Zwecke sie mehr dienen. (Schimper.)

Die Lichtintensität nimmt polwärts infolge des schrägen Lichteinfalls und der größeren Einsaugung durch die Atmosphäre stark ab, wird aber andererseits durch die bei uns im Sommer bis 16 Stunden und 9 Minuten andauernde tägliche Besonnung einigermaßen ergänzt. Auch das zerstreute Licht wirkt bei uns günstiger. Trotzdem wird dadurch die Lichtstärke der Tropen noch lange nicht erreicht, wiewohl sie uns doppelt nötig ist, weil das Lichtbedürfnis mit der niedrigeren Temperatur wächst. Und dies erklärt auch den erbitterten Kampf der Pflanzen um ein Plätzchen an der Sonne. Im Streben nach dem Lichte verzweigen sich deshalb unsere Baumstämme in Ast und Ästchen, und Teilungen des fünften bis achten Grades sind bei uns Norm. Diese Formen kennt der tropische Wald fast gar nicht. Denken wir z. B. an die Palmen. Durch dieses Verzweigen wird jede Lücke ausgefüllt, das Walddach wird undurchdringlicher, das Waldprofil aber gleichmäßiger und ruhiger. Herrscht aber im Innern des Tropenwaldes Überfüllung, so erscheint unser Wald fast leer; ist er dort in fünf oder mehr



Karte der oberschlesischen Pflanzenbezirke.


Ungefährer Maßstab 1:1,250000




Erklärungen:

a) Bezirk der Ebene:


 *Weizenbezirk*

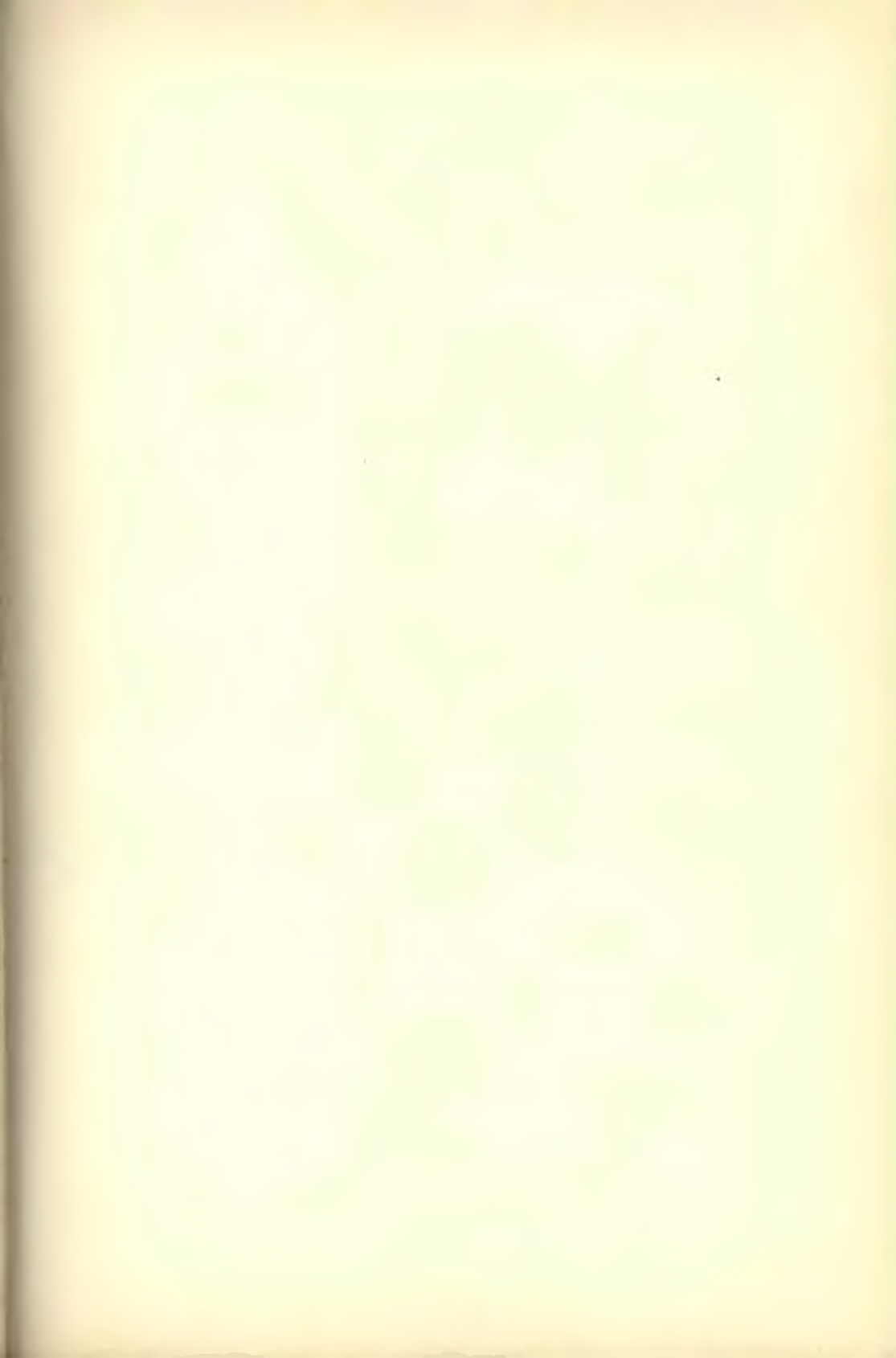
 *Roggenbezirk*

b) Hügelbezirk:

 *Kartoffel- und Lupinenbezirk*

 *Bezirk mit absterbenden Coniferen*

 *Kalkpflanzenbezirk*



Etagen aufgebaut, so bringt es unser Wald nur auf höchstens drei. Im Vollbesitze des Lichtes sind nur die Kronen der Bäume. Epiphyten fehlen ganz, und die wenigen Lianen kommen nur selten zur Geltung. Unter den Laubbäumen vegetiert eine kleine Schar wenig anspruchsvoller Sträucher, die Mitteletage bildend. Nur an den Rändern, Gräben und Eichtungen zeigt sich die Strauchwelt in ihrer ganzen Leistungsfähigkeit: Holunder, Seidelbast, Schlehe, Kreuzdorn, Rose, Brombeere, Weißdorn, Spindelbaum, Hasel 2c. Die Bodenbesiedelung ist besonders an den lichtereren Stellen groß. Es sind vielfach Flüchtlinge vor der Winterkälte, die im milden Waldhumus guten Schutz und Boden finden. Die meisten benutzen die günstigen Lichtverhältnisse des Laubwaldes im zeitigen Frühjahr und entwickeln da einen herrlichen Blütenflor. Sie schmücken den Wald, wenn er am wenigsten gepuht ist und überlassen der späteren Zeit die Entwicklung ihrer Blätter und Sprosse, so Leberblümchen, Kuhschelle, Lerchensporn, Schneeglöckchen, Zahnwurz, Frühlingplatterbse, Tollkocke (*Isopyrum*), Lungenraut 2c. Ihnen folgen noch anspruchslosere Arten: Sauerflee, Springauf (*Convallaria*), Weißwurz (*Polygonatum*), Einbeere, Türkenbundlilie, Melitis, Waldmeister, Sanikel, Sterndolde (*Astrantia*) 2c. Im Schatten gedeihen noch Farne, Haselwurz (*Asarum*), Efeu, ferner die Fäulnisbewohner, die Hemi- und Holosaprophyten und die Parasiten, welche die fertigen Assimilate anderen Pflanzenresten oder gar noch lebenden Pflanzen entnehmen und so des Lichtes wenig oder gar nicht bedürfen, so das Zweiblatt (*Listera*), das Wintergrün (*Pyrola*), der Fichtenspargel (*Monotropa*), die Schuppenwurz (*Lathraea*) und das Heer der Pilze.

Der Nadelwald, besonders der Kieferwald, ist wohl lichter als der Laubwald, aber die helle Frühjahrsperiode geht ihm ganz ab; deshalb ist seine Bodenvegetation viel spärlicher: Heidelbeersträucher (*Vaccinium*), die Barentraube (*Arctosaphylos*), das Heidekraut (*Calluna*), der Porst (*Ledum*), das Wintergrün (*Pyrola*) und die Farne sind die Hauptvertreter.

Ein Rückblick auf die Waldkräuter lehrt uns, daß fast alle ausdauernd sind, ein Beweis, wie gut der Wald die Pflanzen schützt. Vom Felde kann man dies nicht sagen, und deshalb dort das Vorherrschen der einjährigen Pflanzen, der Annuellen.

Günstigere Lichtverhältnisse als der Wald haben die Grasfluren, und dies erklärt ihre Fülle und den Florwechsel. Nirgends wird man den Namen „Kinder der Sonne“, wie der Dichter die Blumen nennt, verständlicher finden, als auf einer Wanderung über blühende Wiesen. Schon vor dem Halm-schießen blühen Herbstzeitlose, Schneeglöckchen, Krokus, Schneebodenskraut, Dotterblume, *Caltha*, Veilchen 2c., dann Wiesenschaumkraut, Vergiftmeinnicht, Knabenkraut, Hahnenfuß 2c. Mit den langhalmigen Gräsern: Knaut-

(*Dactylis*), Eisch- (*Phleum*), Honig- (*Holcus*), Trespen- (*Bromus*), Schwingelgras (*Festuca*) u. schießen auch die größeren Stauden empor: das Mädchsfuß (*Filipendula*), das Blutauge (*Sanguisorba*), der Ampfer, die Siegwurz (*Gladiolus*), der Wiesenknöterich (*Polygonum bistorta*), die Wiesenraute (*Thalictrum ang. und aquileg.*) u., der Wachtelweizen (*Melampyrum*), der Moorkönig (*Pedicularis*), der Klapper (*Rhinanthus*), der Augentrost (*Euphrasia*) kommen selbst im Halbschatten gut fort; es sind Saprophyten, Leichenräuber, denen der Schatten ebenso gut wie das Licht in den Kram paßt. Die Triften bevölkern: der Windhalm (*Apera*), das Borstengras (*Nardus*), die Schmele (*Aira*), die Sandsegge (*Carex arenaria*). Die einjährigen Pflanzen nehmen zu, ebenso Vertreter der Korbblütler, *Crepis*, Distel, Flockenblume (*Centaurea*), Huflattich, Windröschen (*Epilobium*) u. Alles Arten mit sehr leichtem oder zum fliegen eingerichtetem Samen. Dieser Umstand legt uns die Vermutung nahe, daß sie einem neuen Lebensfaktor, der Luft und dem Winde, ihr Hiersein oder zumindest ihre weite Verbreitung verdanken.

Die Luft gehört wohl zu den wichtigsten Lebensbedingungen der Pflanze, indem sie ihr zur Atmung und Durchlüftung den nötigen Sauerstoff und zum Wachstum die erforderliche Kohlensäure liefert. Ihr augenscheinlichster Wert liegt aber in der Verschleppung des Blütenstaubes und des Samens. Auf den gegen den Wind offenen Wiesen, Triften und Sümpfen wachsen deshalb vorzugsweise Windblütler: Gräser, Seggen, Binsen. Auch die hohen Bäume, die Zapfen- und Käschenträger, die Ahornarten gehören hierzu. Und ihre Früchte sind durchweg mit Flugvorrichtungen versehen und zur Reise in die weite Welt ausgerüstet, während die Arten mit Beerenfrüchten, unter Anpassung an die Tiere des Waldes, wiederum auf den Wald beschränkt bleiben. Weitere Wirkungen des Waldes, so das Niederwehen der Bäume, die Beschleunigung der Verdunstung u. s. sind wohl für das Gebirge und den hohen Norden von großer, für unser Oberschlesien aber von belangloser Bedeutung.

Ist der floristische Typus in erster Linie auf die Wärme, die Vegetation auf die klimatische Feuchtigkeit, so ist die Standformation vor allem auf die Bodenbeschaffenheit zurückzuführen. Der Boden hat die Pflanze mit den Nährsalzen zu versehen. Dieselben sind, trotz der wechselnden Bodenverhältnisse, in jedem Boden fast ausreichend vorhanden; deshalb entscheiden über den Einfluß des Bodens weniger die chemischen, als vielmehr die physikalischen Verhältnisse. Sehr einschneidend ist die Bodenhöhe, indem mit je 200 Meter Höhe die Wärme um ein Grad Celsius fällt und die Pflanzenentwicklung um 6—8 Tage verzögert wird. Dieser Umstand trennt unsere Flora scharf von der der Karpathen und Sudeten, von der Region

der subalpinen Bergwälder. Die weiteren physikalischen Verhältnisse des Bodens, Tiefgründigkeit, Dichtigkeit, Durchlässigkeit, Aufsaugungsfähigkeit, capillare Wasserleitung 2c. sind nun, wie die chemischen, von den geologischen stark bedingt. Gleichfalls sind auch die Grenzen floristischer und geologischer Natur in dem Grade übereinstimmend, daß in der Hauptsache an den meisten Stellen für die flora die Substratgrenze gewählt werden kann. (Drude.)

Nun gehört der Boden des ober-schlesischen Industriebezirk der Primärzeit, der Rest der Tarnowitzer Platte der Sekundär- und die Ebene der Tertiär- und Quartärzeit an, und dies erklärt den Zusammenhang mit Mittel- und Süddeutschland und die Zugehörigkeit zur mittel- und süddeutschen Vegetationsregion. Gegen Süden und Südwesten trennen uns Höhen- und Klimagrenzen, gegen Norden und Osten der dortige reine Diluvial- oder Anschwemmungsboden mit seiner Niederungsflora in der baltischen und der Mißflora in der sarmatischen Region. Die Niederungsregionen übertreffen uns wohl in den Sumpfpflanzen, Heidepflanzen und Weidenarten, die Bergwälder an Nadelbäumen, das Hochgebirge an Steinbrecharten, Glockenblumen, Primel-, Entian- und Heidekrautarten, in allen übrigen Familien bleiben sie aber gegen unsere Region zurück, so daß sich der Reichtum an Blütenpflanzen bei uns auf etwa 1660 beläuft, bei den vorgenannten Regionen aber von 1264 auf 772 und 722 abstuft. (Nach Drude, Deutschlands Pflanzengeographie.)

Der größere Pflanzenreichtum ist auch für Oberschlesien ziemlich auffällig, besonders in dem Landstrich mit Trias- und Jurakalken, minder aber auf reinem Diluvialboden. Dieser Niederungslehm ist nicht nur zu eintönig, um eine gemischte flora zu erzeugen, sondern auch landwirtschaftlich zu gut, um nicht einen neuen Faktor, den Menschen, zur Ausbeute in seinem Interesse zu reizen.

Landwirtschaftlich der beste Boden Oberschlesiens ist der lockere, humusreiche, durchlässige Geschiebelehm um Ratibor, Leobschütz, Neustadt und Reisse. Hier greift aber auch der Mensch am stärksten hinein. Die Wälder sind fast ganz verschwunden und an ihrer Stelle prangen die herrlichsten Getreidefelder. Hier wogen der Weizen und die Gerste, dazwischen leuchtet golden der Raps. Riesige Schläge nehmen die Zuckerrüben, Futterpflanzen, flachs und Kohl ein. Da ist für Wald, Trift und Moor kein bleiben mehr. Nur in der Nähe größerer Herrschaftssitze (Schillersdorf und Kuchelna), dann im Bereiche der Grauwacke (Landeck und Troplowitz) und an den Hängen der Oppa und Hohenplotz kommen Kieferwälder vor, welche mehr oder minder mit Lärchen, Eichen, Eschen, Espen und Weißbuchen untermischt sind. Auf den Wiesen herrschen die oben genannten langhalmigen süßen Gräser und die mit ihnen rivalisierenden Stauden vor.

Die oftmalige Grasschur hat aber ihre Artenzahl stark vermindert. In der Nähe der schmucken Ortschaften blüht aber der Obst-, Gemüse- und Blumenbau, auch dürfte der Reichtum an anderen Kultur-, Zier- und auf Schutt wachsenden Pflanzen hier größer sein als anderswo.

Der zweite Bezirk umfaßt den Landstrich von Pleß, Rybnik über Cosel bis Falkenberg und Grottkau und den zwischen Guttentag und Carlsruh. Es ist auch Diluvialboden, der aber vielfach nur in seichten Schichten dem blauen oder grauen, bindigen tertiären Ton aufliegt und deshalb meist naß, undurchlässig und kalt ist. Bei Falkenberg, Proskau, Carlsruh, dann um Loslau, Rybnik und Pleß zc. tritt dieser strenge Ton in vielfach größeren Flächen, besonders in den Talmulden, offen zu Tage. Dieser Boden lohnt die Arbeit nicht mehr in dem Maße, wie im vorigen Bezirke. Der Weizen räumt das Feld dem Roggen und dem Hafer, dann aber auch dem Walde, der Wiese, der Trift und dem Moor. Hier dehnen sich fast endlose Wälder aus, so um Pleß, Rybnik, Carlsruh, Proskau und Falkenberg. Der vorherrschende Baum ist die Kiefer, wegen ihrer Genügsamkeit und Unempfindlichkeit gegen Nässe und Trockenheit. Empfindlicher ist die Fichte, die wegen ihres hohen Feuchtigkeitsbedürfnisses nur in den Talschluchten, an Flüssen und Wiesen anzutreffen ist. Nur vereinzelt tritt die Edeltanne auf, weil sie die Ebene nicht liebt und wegen ihres minderwertigen Holzes nicht gern gesehen wird. In den Talsohlen kommen vereinzelt kleine Auenwälder von Eichen, Espen, Erlen, Saalweiden und Birken vor. Die Schlangenlinien der Bäche und schleichenden Wasser begleiten in langen Reihen Erlen und Bruchweiden und nicht selten auch der Eindringling Birke. In ihrem Schutze kommen Baldrian (*Valeriana*), Mädfuß (*Ulmaria*), Nelkenwurz (*Geum rivale*), Schlangenwurz (*Calla pal*), ja sogar herrliche Lianen: Bitterfuß (*Solanum Dulcamara*), der Hopfen, die große Winde der Hühnerbiß (*Cucubalus bacc.*) vor, die Bäume und Sträucher überwuchern und vielfach in prächtigen Guirlanden nach der Lichtseite herabwallen. Die Waldwiesen werden häufiger, und in diese schleichen sich die sauren Gräser immer mehr ein: Seggen, Binsen, Simsen, Wollgräser, Moorsimsen (*Rhynchospora*), Molinie zc., von denen der Landwirt nur seufzend spricht, denn sie wachsen ihm mit ihrem Untergrund, dem Torf und der Heide, bald über den Kopf. Die verwesenden Pflanzen können infolge zu großer Feuchtigkeit nicht verbrennen, sie verkohlen nur. Der Kohlenstoff häuft sich und wird zur Heide oder zum Moor. Dieser Kohlenstoff des Bodens ist in dieser Form für alle höheren Pflanzen unverwendbar. Deshalb vegetieren hier nur sehr genügsame Pflanzen, vielfach nur Flüchtlinge vom Kampfplatze um das Dasein, so die strauchblütige Lyfimachie, der Siebenstern (*Trientalis europ.*), der Wassernabel (*Hydrocotyle*), die

frichende Weide, die Heidelbeerarten (*Vaccinium*), die Andromeda, der Porst zc. Die meisten dieser Humusbewohner gehen mit im Boden befindlichen niederen Pilzen Lebensgemeinschaften ein, versorgen sie mit Nährstoffen, um dafür Bestandteile des Humus, aber in assimilierbarer Form zu erhalten. Die meisten der Heide- und Moorpflanzen sind, trotz des Wasserreichtums in ihrer Umgebung, doch Xerophyten oder Trockenpflanzen mit kleinen lederartigen Blättern, weil der Boden zu reich an Humusäure ist und ihretwegen die Pflanzen die Wasseraufnahme auf das niedrigste Maß herabsetzen. Noch andere Pflanzen machen sich von dem Moorboden, der ihnen die erforderlichen assimilierbaren Stickstoffe doch nicht liefern kann, noch unabhängiger. Sie verlegen sich deshalb auf den Insektenfang. Solche Fleischfresser sind das Fettkraut (*Pinguicula*) und der Sonnentau (*Drosera*), deren Kristallrosetten wie herrliche Blumen vielfach in großer Menge auf den Moospolstern ruhen und durch ihre gleißende Pracht die Insekten anlocken. Andere Räuber derselben Art sind der Wasserhelm (*Utricularia*) und die *Aldrovandia*, welch' letztere Art nicht allzufelten in den größeren Teichen um Pleß und Rybnik anzutreffen ist. Es ist vielleicht auch ein Rest aus der präglazialen Zeit, der sich südlich des Chelmegebirges, als der Hauptgrenze der Gletscher, heil erhalten hat. Einige Pflanzen wissen sich den jeweiligen Wasserverhältnissen dadurch anzupassen, daß sie bei Dürre als Land-, sonst aber als Wasserpflanzen leben und darnach ihre Blattform ändern. Es sind dies die sogenannten amphibischen Pflanzen: Der Wasserhahnenfuß (*Batrachium*) und der ortwechselnde Knöterich (*Polygonum amphibium*). Interessant sind auch der Weiderich (*Lythrum*), der Wolfstrapp (*Lycopus*) und das Helmkraut (*Scutellaria*), deren Standorte vielfach Überschwemmungen ausgesetzt sind. Um zu dieser Zeit mit der Außenluft in Verbindung zu bleiben, bildet sich um ihren Stengel ein schwammiges Gewebe, das Ärenchym, das gegen das Wasser gut abschließt, der Luft von oben aber ungehindert Zutritt gewährt. Gute Durchlüftung ermöglicht auch ein Gewebe mit sehr großen Interzellularen, wie solches den meisten Wasserpflanzen eigen ist. An diesen Pflanzen ist der zweite Bezirk sehr reich: Wasserrosen (*Nymphaea* und *Nuphar*), die Wassernuß (*Trapa*), die *Aldrovandia*, alle Wasserlinsenarten, die Wasserpest, die Salvinie, der Froschbiß (*Hydrocharis*), die Wasseralee (*Stratiotes*), die Blumenbinse (*Butomus*), Najas, Zannichellia, die Leichfräuter (*Potamogeton*), der Igelkolben (*Sparganium*), das Kolbenrohr (*Typha*), der Kalmus, das Pfeilkraut (*Stagittaria*), der Schachtelhalm (*Equisetum*), Iris zc.

So setzt sich die Flora dieses Bezirkes nicht nur aus reichen, sondern auch alten Formen zusammen, alles aber dank der großen Erhaltungsfähigkeit des Wassers und der Kulturfeindlichkeit der Heiden, Sümpfe und Moore.

Der dritte Bezirk umfaßt die Tarnowitzer Platte mit ihren drei Vorsprüngen gegen Südost bis an die Weichsel, gegen Westen bis Oppeln und gegen Norden bis Pittschen. Es sind ältere Kohlen-, Trias- und Jura-Schichten, welche aus Schieferton, Sandstein, Dolomit, Kalk und Mergel bestehen und teilweise, besonders im Norden, mit ausgeschwemmten diluvialen Sanden überdeckt sind und daraus wie Inseln emporragen. Dieser nördliche, sandige Teil zeigt mit dem vorigen Bezirke die größte Ähnlichkeit. Auch hier herrscht der Wald vor; die Wiesen, Sümpfe und Moore überwiegt aber die trockene Heide. Der Lärchenbaum und der Wacholder, dann die dornigen Schlehen, Weißdorne (*Crataegus*), Brombeerarten werden immer häufiger, ebenso die Sandpflanzen Sandsegge, Kelfenhafer (*Aira caryoph.*), Borstengras (*Nardus*), Hungerblümchen (*Draba*), Gänsekresse (*Arabis*), Dürrewurz (*Erigeron*), Knopfskraut (*Galinsoga*), feldsparr (*Spergula arv.*), Schuppenmiere (*Spergularia*), Jastione, Immerschön (*Helichrysum*), Tausendkorn (*Herniaria*), Knauel (*Scleranthus*) 2c. Ihre Entwicklung ist fast ungestört und ihre Verbreitung uneingeschränkt. Der Landwirt begnügt sich mit den tonigen und mergeligen Inseln und überläßt den Sand, soweit er nicht vom Walde und den Sandpflanzen festgehalten wird, dem Spiel der Winde. Auf den Hügeln gedeihen noch Roggen und Gerste, ebenso Klee; die tiefere Zone ist das Gebiet der Kartoffeln, die für dieses Teilgebiet die Hauptfeldfrucht abgibt. In besseren Lagen und genügender Feuchtigkeit werden auch dem Flachsbau größere Flächen überwiesen. Den Vorstoß in das unproduktive Gebiet des Sandes macht der Landwirt mit der Lupine und in das der Heide mit dem Heidekorn.

Im allgemeinen nicht viel besser, stellenweise aber noch trostloser, sieht es in unserem Hütten- und Grubenbezirke aus, hier aber infolge des feindlichen Eingriffes des Menschen in die Lebensverhältnisse der Pflanzen. Da reiht sich Dorf an Dorf, Stadt an Stadt, und dazwischen liegt das Gewirr der Straßen, Dämme, Gräben, Gruben und Halden. Hier ist also kein Plätzchen für eine üppige Vegetation. Der Rest der Ackerfelder trägt noch reichlich Getreide, Kartoffeln, Rüben und Kohl; der Wert der Wiesen ist aber vielfach dahin. Am trostlosesten sieht aber der Nadelwald in seinen spärlichen Resten aus. Ja, die alten Gesellen, die Nadelbäume, können sich nicht einfinden in unsere moderne Zeit, sie sinken an der Ruhestätte ihrer Vorfahren, der Siegel- und Schuppenbäume (*Sigillarien*, *Lepidodendron*), der Farne 2c., zusammen, um ihren Platz jüngeren Formen zu überlassen, die sich hier mit mehr Glück behaupten, so Kastanien, Eschen, Ahorne, Pappeln, Espen, Birken 2c. Selbst Ziersträucher gedeihen da ganz gut. Die Schutzpflanzen aber können hier nur spärlich Boden fassen, nur magere Chenopodien, die Nelde (*Atriplex*), der kleine Sauerampfer (*Rumex acetosella*) kommen häufiger vor. An die Aschen- und Kohlenhalden

wagen sich nur der Vogelnöterich (*Polygonum aviculare*), das Borstengras (*Nardus stricta*), der Eoldh (*Lolium perenne*), der gemeine Beifuß (*Artemisia vulgaris*), der Sandgänsefuß (*Arabis arenosa*) 2c. Der dürre, harte, meist zu scharfe Untergrund hindert sie am Aufkommen. Der größte Feind der Vegetation ist hier der Rauch, besonders der der Zinkhütten, dessen giftige Gase alles Leben ertöten. Die zweite Ursache ist der Wassermangel der Bruchfelder, der die schönsten Ackerfelder in Ödland verwandelt. Die Wasser- und Wiesenpflanzen weichen immer mehr den scharfen Hütten- und Grubenwassern. Auch der Inhalt der Abzugskanäle ist dem Pflanzenleben nicht hold. Diese Ursachen genügen, die Vegetation auf den Standpunkt der Trostlosigkeit herabzudrücken. Zum Glück ist ihre Einwirkung nicht allgemein und nicht weitreichend, so daß wir schon innerhalb des Bezirkes, noch mehr aber an der Peripherie, nicht nur schönen Anlagen, sondern auch prächtigen Wäldern begegnen, so bei Dombrowa, Miedchowitz, Emanuelsegen 2c. Mit der Entfernung vom Hüttenrauch gewinnt der Wald wieder an Ausdehnung. Wir kommen in das Gebiet der Trias- und Muschelkalke mit einer reichen und vielfach neuen Pflanzenwelt. Die Laubhölzer werden häufiger, besonders Sommerleichen, Ebereschen und Rotbuchen, vielfach mehr oder minder reine Laubwälder bildend, so bei Emanuelsegen, Panewnik, Gr.-Strehlitz und Czarnosin. Ständige Begleiter der Wälder, der Wege und Raine sind: Der Weißdorn, der Spindelbaum (*Evonymus*), der Schneeball (*Viburnum*), gemeines Geißblatt (*Lonicera Xyl.*), die Schlehe, der Kreuzdorn 2c. Über die Steinmauern der Gärten hängen häufig die langen Triebe des Teufelszwirns, der Jaunrübe (*Bryonia*) und der Haargurke (*Sicyos angulata*), zwischen den Steinplatten wuchern das Schellkraut (*Chelidonium*), die Mauerraute (*Ruta muraria*), hin und wieder auch efenblättriges Leinkraut (*Linaria Cymbalaria*), dann der Gundermann (*Glechoma*) 2c. Stechapfel, schwarzer Nachtschatten, Bilsenkraut, Marubium, *Balotta nigra* werden häufiger und lästiger. Auch die Tollkirsche erscheint auf dem Plan. Im Felde gesellen sich zu den Beständen der früheren Bezirke eine Reihe neuer Arten: die Schmetterlingsblütler sind häufiger und artenreicher und die Anwendung ihrer Wurzelknöllchen bei der Grün- und Kleeodung allgemeiner. Die Feldwege und Raine zieren: die Kronwicke (*Caronilla*), der Wundflee (*Anthyllis*), die Heuheckel (*Ononis*), der Schneckenflee (*Medicago*), der Geißflee (*Cytisus cap.*), der Hornflee (*Lotus*), ferner viele Salbeiarten (*Salvia vertic. prat.*), das Turmfraut (*Turritis*), die Eberwurzen (*Carlina acaulis* und *vulg.*), der Bergflachs (*Thesium intermedium*), der Würger (*Orobanche*), die gelbe Reseda, das kleine Wachsraut (*Cerinthe minor*), die einfache Wiesenraute (*Thallictrum simplex*), der scharfe Pfeffer (*Sedum acre*) 2c. Im Felde

machen sich als Unkräuter lästig: der Feldschwarzkümmel (*Nigella arvensis*), der Ziest (*Stachys recta*), Nonne pulla, der Attich (*Sambucus Ebulus*), der Klatschmohn (*Papaver Rhoeas*), der Rittersporn (*Delphinium Cons.*), die Heftdolde (*Caucalis daucoides*) (z. B. bei Jast), der brennendrote Adonis (*Adonis flamm.*) u. Auch auf der Wiese und dem Waldrande machen wir neue Bekanntschaften. Die schmalblättrige Wiesenraute (*Thalictrum ang.*), die Siegwurz (*Gladiolus imbric.*), die breitblättrige und rote Sumpfwurz (*Epipactis latif. rubigin.*), *Gymnadenia conop.* *Tofieldia*, das schwarzwerdende Geißblatt (*Cytisus nigric.*), Ginster (*Genista*) u. Im Laubwalde kommen häufig der Stragel (*Astragalus glac.*), die Brasilie (*Anthericum ramosum*), *Cytisus ratisb.*, der Besenginster (*Sarothamnus*) vor, seltener sind: der Frauenschuh (*Cypripedium Calc.*), das großblütige Waldböglein (*Cephalanthera grand.*), der goldgelbe und kassubische Hahnenfuß (*Ranunculus auricom. und cassub.*), die Zahnwurz (*Dentaria enneaph. und bulbif.*), die akeleiblättrige Wiesenraute (*Thalictrum aquileg.*), der Lerchensporn (*Corydalis cava*) u. Ihr Fund ist so recht geeignet, das Herz des Pflanzenfreundes lauter schlagen zu lassen und die Liebe zur Botanik immer von neuem zu entflammen. Volkswirtschaftlich wichtiger ist aber der Umstand, daß in dem Kalkmergel fast alle Obstbäume gut gedeihen, besonders der Apfel-, Birn-, Süßkirsch- und Wallnußbaum. Wo zu dem geeigneten Boden noch die geschützte Lage und der rege Fleiß der Bewohner hinzukommen, dort sind auch die Vorbedingungen reichtragender Obstgärten und Anlagen gegeben, wie um den Annaberg, bei Leschnitz und Groß-Strehlitz.

So setzt sich unsere oberschlesische Flora aus Elementen der Ebene, des Hügel- und Berglandes, ferner aus Formen fast aller Bodenarten und verschiedener Zeitepochen zusammen und alles dieses in einer seltenen Ungeßörtheit und Urwüchsigkeit. Unsere Flora ist also reicher als ihr Ruhm, besser als ihr Name.

Markt- und Kindermilch im Industriebezirk.

Von

Dr. Friedmann, Beuthen O.S.

Der oberschlesische Industriebezirk steht hinsichtlich seiner Verproviantierung unter ähnlichen Verhältnissen wie die Großstadt: hier wie dort ist eine kompakte, nach Hunderttausenden zählende Menschenmasse, die bei angestrengter Arbeit reichlicher Ernährung bedarf, darauf angewiesen, behufs Deckung ihres Nahrungsmittelbedarfs die nähere und fernere Umgebung in Kontribution zu setzen. Daß auf diesem

Gebiet der Sanitätspolizei umfassende Aufgaben erwachsen, ist einleuchtend. Die Leichtigkeit, mit der bei uns Epidemien um sich greifen, die zeitweise insbesondere die Kinderwelt dezimieren, ist ein Gradmesser dafür, welche günstige Entwicklungsbedingungen Krankheitskeime in unserer Industrie-Großstadt finden; sie beweist aber auch zugleich, daß die Abwehr- und Vorbeugungsmaßregeln doch nicht in dem Maße zur Durchführung gelangen, wie es dem in den letzten Jahrzehnten erreichten Hochstand der Hygiene entspräche.

Das lebhafteste Feingefühl unserer Zeit sozialen Mißständen gegenüber im Verein mit der nüchternen rechnerischen Erwägung, daß die Gesundheit des arbeitenden und erwerbenden Menschen im Nationalvermögen einen bestimmten Faktor bedeutet, haben die moderne Gesetzgebung dazu geführt, den Gesundheitsschutz des Einzelnen unter scharfer Kontrolle zu nehmen. Diese Fürsorge widmet sich indessen mit Vorliebe dem Erwachsenen. Dem Schulkinde beginnt sie in steigendem Maße, wenn auch einstweilen noch mehr geschoben oder schiebend, sich zuzuwenden; den Kleinsten unserer Kleinen aber, den Säuglingen, ist sie bisher nur in recht kargem Grade zu gute gekommen. Hier ist noch so gut wie alles zu tun übrig, und wenn auch gerade auf diesem Gebiete sich der privaten Betätigung, vorab den Frauenvereinen, ein weites Feld bietet, so hat doch auch die Staatsgewalt das Interesse und die Verpflichtung, den kleinen, eben ins Leben getretenen Staatsbürger in seinem vielbedrohten Dasein nach Möglichkeit zu umhegen und zu schützen.

Wer die ständesamtlichen Publikationen unserer lokalen Blätter zu lesen gewohnt ist, dem muß es auffallen, daß zu den Sterbefällen das Säuglingsalter eine unverhältnismäßig hohe Quote beisteuert, die zur Zeit der Sommerhitze eine erschreckende Höhe erreicht. Ein nichts weniger als erfreuliches statistisches Bild der Säuglingssterblichkeit in Preußen hat kürzlich in einer von der Kaiserin besuchten Versammlung des Vaterländischen Frauenvereins zu Berlin der Münchener Kinderarzt Dr. Trumpp entrollt; nach seinen Erhebungen sterben von 100 Kindern innerhalb des ersten Lebensjahres 23,6. Ins Praktische übersetzt, heißt das: In Preußen starben im Jahre 1901 und 1902 über eine halbe Million Kinder im ersten Lebensjahre. Mit dieser Ziffer marschiert Preußen nahezu an der Spitze der zivilisierten Länder; nur Rußland hat eine noch höhere Sterblichkeit, während Schweden mit 6—7 % die günstigsten Verhältnisse darbietet. Die angeführten Ziffern spiegeln überdies die Misere des ersten Lebensjahres nur zum Teil wieder. Sie erhalten ihre Ergänzung und wahre Bedeutung erst durch die Tatsache, daß viele Individuen, die ihren ersten Geburtstag erleben, bis dahin in Gestalt der Skrofulose und englischen

Krankheit die Keime zu fernerm Siechtum erworben haben, das sie nicht selten durch ihr ganzes Leben begleitet und sie zu sozial minderwertigen Geschöpfen, zu Invaliden im Kampfe ums Dasein stempelt.

Weitaus im Vordergrunde derjenigen Momente, die über das Wohl und Wehe des Säuglings entscheiden, steht die Frage der Ernährung. Sie beherrscht die Hygiene des Säuglings fast souverän, und es haben einschlägige Wohlfahrtsbestrebungen demnach hier den Hebel anzusetzen.

Es ist ein wohl auch in Laienkreisen durchwegs anerkannter Glaubenssatz, daß das Ideal der Säuglingsnahrung die Frauenmilch darstellt. Nicht weniger notorisch ist es aber, daß diese Nahrungsquelle unseren Säuglingen nur in einer Minorität der Fälle zu Gebote steht. In den höheren Gesellschaftsschichten bis tief hinunter in den Mittelstand ist eine Mutter, die befähigt und gewillt wäre, ihr Kind selbst zu stillen, schon beinahe eine Rarität geworden, und da in unserem Industriebezirk ganz unverkennbar auch die Mütter aus dem Volke in steigender Zahl diese Degenerationsmarke aufweisen, so gelangt die Frage der künstlichen Ernährung in der Säuglingsstube immer häufiger zur Erörterung.

Als Ersatznahrungsmittel für die Frauenmilch kommt in erster Reihe die frische Kuhmilch in Betracht. Es würde weit über den Rahmen dieses Aufsatzes hinausgehen, nachzuweisen, daß und weshalb die unendliche Reihe von Surrogaten, die in den letzten Decennien auf den Markt geworfen wurden und mit überlauter Reklame urbi et orbi als das Ideal der Säuglingsnahrung angepriesen werden, samt und sonders nur als Nahrungsmittel zweiter Klasse gelten können. Nur soviel sei hier bemerkt, daß sie wohl vorübergehend und gelegentlich mit Nutzen verwendet werden, zu dauerndem Gebrauch aber einer guten Kuhmilch den Rang nicht streitig machen können; wenn sie auch einstweilen noch im Publikum vielfach bevorzugt werden, so liegt das eben daran, daß die in den Handel gelangende Milch nicht weniger als gut, vielmehr mit verschwindenden Ausnahmen durchaus minderwertig ist, und vor allen andern Schädlichkeiten das Entstehen von Wachstums- und Ernährungsstörungen beim Säugling begünstigt. Nicht das Suchen nach Surrogaten ist demnach hier anzustreben, sondern eine dem heutigen Stande der Milchhygiene entsprechende Vervollkommenung des Milchbetriebes. Als das Ziel unserer Bestrebungen muß eine reichsgesetzliche Regelung dieser Materie gelten; solange diese fehlt, haben die Behörden der einzelnen Gemeinwesen die Pflicht, eine strenge Kontrolle wenigstens der als Kur- oder Kinder- oder als Säuglingsmilch in den Handel kommenden Produkte zu üben. Vorerst sind diejenigen Orte, die einschlägige Regulative erlassen haben, an den Fingern herzuzählen; im allgemeinen und so auch in unserem Industriebezirk wird der Vertrieb

dieses so außerordentlich wichtigen Nahrungsmittels noch in völlig unzureichender Weise überwacht.

Eine Umfrage bei den zuständigen Stellen mehrerer oberschlesischer Städte ergab das ziemlich übereinstimmende Resultat, daß die obrigkeitliche Kontrolle des Milchhandels sich im wesentlichen auf die Bestimmung des Fett- und Wassergehaltes sowie auf den Nachweis gröberer Beimengungen beschränkt, während die Hauptsache, die Überwachung der Milchquelle und des Transports, nur geringe Berücksichtigung findet, und doch ist es einleuchtend, daß in sanitärer Hinsicht eine vom Händler gewässerte, von Hause aus aber gute Milch weniger bedenklich ist als eine Vollmilch, die vom Stalle her einen hohen Keimgehalt mitbringt; jene schädigt den Abnehmer nur an seinem Geldbeutel, diese aber an seiner Gesundheit. Wie schnell in solcher Milch sich die Keime bei unzweckmäßiger Aufbewahrung vermehren, geht aus den Zahlen Freudenreichs hervor, der in einer Milch, die zu Beginn der Untersuchung im Kubikcentimeter 9300 Keime enthielt, nach sechsstündigem Stehen bei 15 ° C. 25 000, bei 25 ° 172 000, nach neun Stunden bei 15 ° 46 500, bei 25 ° eine Million, und nach 24 Stunden bei 15 ° 5 700 000, bei 25 ° nicht weniger als 577 Millionen Keime fand. Hiernach kann man sich lebhaft vorstellen, von welcher Qualität eine Milch sein muß, die, wie das bei uns vielfach der Fall ist, in einem unsauberen Stalle von schmutzigen Händen dem mit Schmutzborken mehr oder weniger bedeckten Euter entnommen, darnach stundenlang mit der Eisenbahn befördert oder im Milchwagen in der Stadt umhergefahren wird, und deren regelmäßig nachweisbarer Gehalt an Stall- schmutz und Kuhexcrementen durch das wiederholte Umrühren beim Schöpfen immer wieder aufgewirbelt wird. Eine derartige Milch gehört nicht in den Säuglingsmagen, sondern in den Ausguß.

Die Milde, mit welcher die im Punkte des Nahrungsmittelverderbs sonst so strengen Behörden dem Milchhandel gegenüberstehen, dürfte ihre Erklärung in der früher als Dogma geltenden Anschauung finden, daß jede noch so schlechte Milch durch langes Kochen sterilisiert, d. h. völlig keimfrei gemacht werde. Dieser Standpunkt hat sich als verhängnisvoller Irrtum erwiesen, und es ist an die Stelle der Überschätzung der Sterilisation die Einsicht und damit die Forderung getreten, daß vor allem der Art der Milchgewinnung und des Transports die gebührende Beachtung zu schenken ist.

In erschöpfender, geradezu mustergültiger Weise wird diesen Grundsätzen das Regulativ gerecht, das die Stadt Frankfurt neuerdings über den Verkehr mit Kur- und Kindermilch erlassen hat. Hiernach unterstehen, um nur die leitenden Gesichtspunkte anzuführen, derartige Anstalten der

Genehmigung der Polizeibehörde. Über den Gesundheitszustand der in den Betrieb aufzunehmenden Kühe ist das Zeugnis eines approbierten Tierarztes beizubringen; weiterhin wird die Gesundheitspflege und Wartung der Milchkühe seitens des Kreistierarztes überwacht. Fernere eingehende Bestimmungen gelten der Beschaffenheit des Stalles und der Art der Fütterung. Das mit dem Melken und Warten der Kühe betraute Personal ist als gesund nachzuweisen. Die Behandlung der Milch vor dem Transport, die zur Aufnahme und zum Versand bestimmten Gefäße sind bis ins Einzelne vorgeschrieben. Der reiche, auf alles Bedacht nehmende Inhalt dieses Regulativs läßt sich, wie gesagt, hier nur andeuten. Er verbürgt den Abnehmern ein Produkt, dessen Keimzahl sich auf der untersten Grenze bewegt, die nur durch eine sehr wenig sorgsame Behandlung im Hause zu einer für die kindlichen Verdauungsorgane schädlichen Höhe gesteigert werden könnte. Es ist ganz selbstverständlich, daß eine unter diesen Kautelen gewonnene Milch erhöhte Betriebskosten und damit auch einen höheren Verkaufspreis erfordert. Derselbe dürfte aber kaum ins Gewicht fallen; werden ja doch gegenwärtig schon vielfach hohe Preise für sogenannte Kindermilch gezahlt, die sich von der gewöhnlichen Milch kaum anders als eben durch den höheren Kostenpunkt unterscheidet.

In welcher günstiger Weise das Frankfurter Regulativ den Milchhandel beeinflusst, veranschaulichen folgende, in dem dortigen mit der Kontrolle der Marktmilch beauftragten chemischen Laboratorium festgestellten Ziffern: Während im Jahre vorher von 730 Milchproben 211 beanstandet wurden, erwiesen sich hernach von 1500 Proben nur etwa 40 als minderwertig.

Die einschneidende Bedeutung einer Aufbesserung der Milchverhältnisse für die Säuglingssterblichkeit lehrt nachstehende kleine Statistik, die das Gesundheitsamt der amerikanischen Stadt Rochester veröffentlicht hat. Dort veranlaßte die ungewöhnlich hohe Sterbeziffer der Säuglinge die Behörde, die Regelung der Milchfrage in die Hand zu nehmen. Es wurden in der Stadt zwei Depots eingerichtet, in denen trinkfertige, ähnlich wie in Frankfurt gewonnene Säuglingsmilch zum Verkauf gelangte. Zugleich wurde eine Broschüre verteilt, die die wichtigsten Tatsachen über Ernährung und Wartung der Säuglinge enthält. Obgleich die Kühe nicht Trockenfütterung hatten, sondern nur freien Weidengang, war der Nutzen dieser Maßnahme evident: In den Jahren 1890—1897 starben in der Stadt im Juli durchschnittlich 93, im August 80 Kinder unter einem Jahre. Nach Einführung der beschriebenen Maßregeln lauten die entsprechenden Ziffern 48 und 43. Die Aufbesserung des Gesundheitsstandes im ersten Lebensjahre äußerte sich in recht bemerkenswerter Weise auch noch in einem anhaltenden Rückgang der Sterblichkeit der Altersstufen vom 1.—5. Jahre.

Der Verfasser dieser Zeilen würde es mit großer Genugtuung und Freude begrüßen, wenn er binnen absehbarer Zeit in die Lage käme, behufs Erläuterung des Segens einer strengen Milchkontrolle nicht bis nach Amerika schweifen zu müssen, sondern ihn aus den standesamtlichen Registern unserer engeren Heimat erweisen zu können.

Das oberschlesische Volkslied.

Von

Benno Hein, Beuthen O.-S.

Durch den mächtigen Aufschwung der Industrie und des Handels in unserm engern Oberschlesien, dem Industriebezirke, haben sich die Lebensbedingungen des Volkes in den letzten Jahrzehnten wesentlich geändert. Da wo der Bauer vor 50 und mehr Jahren bedächtig und langsam seine Furche zog, erheben sich jetzt dichtbevölkerte Dörfer und Städte, Gruben und Hüttenanlagen, Erz- und Kohlenhalden; da wo früher der Erntewagen den Segen des Feldes schwankend zur Tenne trug, braust heut mit Windeseile das fauchende, eiserne Roß, eine endlose Kette von Wagen mit schwarzen Steinen, gelben Erzen, funkelndem Eisen und Stahl nach sich ziehend, zischt der elektrische Wagen dahin, die abgehegte Menge von Station zu Station, von der Arbeit in die Arbeit, vom Geschäft ins Geschäft zu bringen. Überall rastlose Tätigkeit, überall Arbeit und Verdienst, überall Geschäft und Verdienst.

Während sich ehemals nach des Tages mühevoller Tätigkeit heiliger Friede auf die Natur, auf Dorf und Städtchen herniedersenkte, speit jetzt der geöffnete Erdrachen hunderte von Arbeitern aus und verschlingt bald ebensoviele. Ob der Mond sein mildes, friedliches Licht ergießt, ob die hellen Sterne funkeln, ob die Sonne ihre glühenden Strahlen entsendet, ob des Himmels Wolken mit Donnerkrachen ihre Schleusen öffnen, ob die Winterkälte Erde und Strom erstarren macht, immer weiter geht der Wettbewerb, immer weiter ächzt die stampfende Maschine; nie verlischt die Glut der weithin leuchtenden Öfen, nie ermüdet sinkt die nach Schätzen grabende Hand da unten im dunklen Erdschoß.

Mit geheimer Freude sieht der Bauer sein Vaterhaus auf hohlem Boden wanken und „zu Bruche gehen“. In Summen Goldes von nie gekannter Höhe erhält er es entschädigt. Kaum nähert sich die steinerne Zeile der sich immer mehr ausbreitenden Städte und Dörfer seiner Scholle,

dem Stolz seiner Väter, so wirft er Tradition und Bauernfreiheit hin, zerlegt sein Besitz in Bauplätze, spekuliert und wird „herrisch“. Überlieferte Gesinnung, Liebe zum Ererbten, Glaube, Sitten und Gebräuche, Volkspoesie und Volksgefang — sie sind alle untergegangen in der reißenden Flut des rasenden Wettlaufes nach Gold und Genuß.

Das fromme, beschauliche Familienleben macht wüsten Zechgelagen Platz, die idyllische Abenderholung auf dem Dorfanger oder vor der Türe des Heims unter verständiger Unterhaltung oder bei wehmütig ergreifenden oder neckisch erheiternden Liedern, bei lustigem, ehrbarem Tanz unter Begleitung der Ziehharmonika ist verschwunden; an ihrer Stelle erfreuen sich die verqualmten Schnapsbuden, die Tanzsäle eines zahlreichen Besuches.

Wo seid ihr geblieben, ihr lebendfrischen Blüten der oberschlesischen Volkspoesie?

Wie eine grüne Au im Mai mutet es uns an, wenn wir die oberschlesischen Volkslieder lesen, die uns feinsinnige Dichter, wie Hoffmann v. Fallersleben, Roger, Erbrich vermittelt haben. Wie aus verborgener Quelle tritt es mit wunderbarer Kraft hervor, flutet einher mit gesundem, reinem Lebenswasser, strömt mit solcher Gewalt und Stärke, daß es Herz und Sinn mit Allgewalt ergreift.

Ludwig Sittensels, der Herausgeber der Monatsblätter des Vereins Breslauer Dichterschule hält die Volkslieder Oberschlesiens den deutschen fast ebenbürtig. Auch der treffliche Kenner schlesischen Volkslebens, Ölsner, sagt von ihnen: Die Lieder zeigen auch in ihrem jetzigen Gewande (in deutscher Übersetzung) das Angesicht jener unmittelbaren Frische der Empfindung, des lebhaften, innigen, oft sinnbildlichen Ausdrucks, wie er dem echten Volksliede eigentümlich ist, und können von jedem Freunde einfach dichterischer Schönheit, wie von jedem, der für die Pulschläge des unbefangenen Menschlichen und Volkstümlichen Gefühl hat, nicht anders als mit Freuden begrüßt werden.

Roger hat zuerst die polnischen Volkslieder, 546 an der Zahl, mit 300 Melodien gesammelt und im Jahre 1863 in Breslau herausgegeben. Kein anderer als Hoffmann v. Fallersleben hat 25 Perlen der oberschlesischen Volkspoesie ins Deutsche musterhaft übertragen. Und als der Direktor der Taubstummenanstalt zu Metz, Emil Erbrich, ein Oberschlesier, 109 Volkslieder Oberschlesiens, ins Deutsche übertragen, im Jahre 1869 unter dem Titel „Album polnischer Volkslieder der Oberschlesier“, 1891 unter dem Titel „Straduna“ veröffentlichte, da schrieb Hoffmann v. Fallersleben vom Schlosse Corvey aus dem Herausgeber: „Ich habe die Lieder nochmals gelesen. Es ist einem, als ob diese Klänge einer andern Welt angehörten. Diese Tiefe der Empfindung in ihrer einfachen Darstellung hat etwas

Rührendes. Bei mir kommt nur noch dazu die lebendige Erinnerung an meinen Freund Roger, der zunächst sich, dann mir und anderen eine neue Welt erschloß."

Schwermut ist der Grundton aller oberschlesischen Volkslieder, Krieg, Soldatendienst, Königstreue, Abschiednehmen, Liebe, Treue und Untreue, Eheleben, Tod, Verwaistsein ihre Motive. Die Begebenheit der Zeit spiegeln sich in den historischen Liedern mannigfaltig wieder.

Da bittet in so zarten und schwermütigen Tönen der in den Kampf ziehende Sohn um den Segen seiner Mutter:

„Auf den Knien fleh' ich
Heiß um Deinen Segen,
Mutter, hier vor Dir,
Zu den schweren Wegen,
Die beschieden mir.“

Klagend schließt er:

„Kommt zu Dir, o Mutter,	Nicht im Lazarette,
Einst die schlimme Kunde	Auf dem Feld, dem weiten,
Von des Sohnes Not,	Suche auf und ab;
Dann hat meine Wunde	Dort wird man bereiten
Längst geheilt der Tod.	Mir ein stilles Grab.“

Wenn der König rief, da erscholl das Kriegslied:

„Her das Schwert, das blanke,
Mit dem tapfern Troß
Zieh' ich fort zum Streitel
Denke meiner, Liebchen,
Sink' ich tot vom Roß!“

An 1806—1807 bezw. 1813—1815 erinnern uns folgende Strophen:

„Das bist du, blinkend Schwert,	Frankenland, schlimmes Land,
Du mein Schatz, meine Ehr'!	O du Land sonder Glück,
Als der Franke bei uns hauste,	Ach, so mancher brave Bursche
Warst du Schutz mir und Wehr.	Kehrte nimmer zurück.“

Sehr schlecht kommt die Landwehr weg, welche wegen ihrer Flucht zur Strafe mit ihrem General Töpfe drahten mußte:

„Und in einem Tale	Selbst der General hat
— O die armen Tröpfe —	's Drahten vorgenommen,
Landwehr hat gefessen	Hat sechs Dreier immer
Drahtete dort Töpfe.	Für den Topf bekommen.“

Ein herrliches Lied von treuer Liebe eines Mädchens, das sieben Jahre ihres Liebsten in Treue wartete, möge seines echten Volkstones wegen hier vollständig Platz finden:

„Kam der Bursch' nach sieben Jahren
Aus dem Kriege heimgefahren.

Trat in seine alte Schenke,
Fand besetzt alle Bänke.

Eine Dirne füllt die Becher,
Und Soldaten sind die Zecher.

Als er eintrat in die Schenke,
Sprang sie über Tisch und Bänke.

Springt empor mit gleichen Füßen,
Will den Reitersmann begrüßen.

O mein Schatz, mein einz'ger, bester,
Warst mein erster, sei mein letzter!

Küßt ihn einmal, küßt' ihn wieder,
Sank an seinem Herzen nieder.

Auf sein Roß hob sie der Reiter,
Das trug rasch sie weit und weiter.

Klagend saßen da die Zecher,
Leerten trauernd ihre Becher.

Doch auch von der Untreue läßt sich ein Lied singen:

Falsch bist Du wie alle Weiber,
Denn die Art läßt nicht von Art.

Kaum bin ich von Dir geschieden,
Nennst Du einen andern Dein,
Denke dran, o treulos Mädchen,
Daß du brichst das Herz mein!“

Bei weitem der größte Teil der Volkslieder weicht sich der Liebe, bald in schlichter Einfachheit, bald gemischt mit Naturlauten von dem erwachenden Lenz, dem entlaubenden Herbst, dem Winter mit Schnee und Eis; doch auch der Sinnlichkeit und des Leichtfertigen in der Liebe wird oft in derber Weise sein Liedlein gesungen.

Wie zart und innig hebt das Liebeslied an:

„Tulpen blühend prangen,
Rote Nägelein, —
Ach, wo weilet, weilet
Der Geliebte mein?“

So innig ist die Liebe, daß ein Scheiden schier undenkbar erscheint; ja:

„Es könnten wohl sich trennen	Und eher könnten trennen
Das Bächlein und der Sand, —	Die Wellen sich vom Stein, —
Von Dir nicht könnt' ich lassen,	Als daß ich scheiden könnte
Wo ich die Liebe fand!	Von Dir, dem Glücke mein!

Es könnten wohl auch trennen
Vom See die Fischlein sich,
Doch nie könnt' ich verlassen
Mein einzig Liebchen, Dich!“

Auch hier wird Luna als Schutzgeist der Liebenden angerufen:

„Leucht mir, o Mond, doch mußt
Du schön verschwiegen sein,
Und steh' ich unter'm Fensterlein,
Verrate nicht, o Mond, mich dann,
Und nicht die Liebste mein!“

Wenig platonisch liebt einer, wenn er singt:

„Leichte Schuhe, weiße Strümpfe,
Runde Formen, schlanke Glieder,
Goldnes Kettlein, goldne Spangen,
Und ein pralles Nieder. —“

Ebenso sind auch schon damals moderne Werbungen vorgekommen:

„Munter fließt das Wasser	„Laß das Wasser rauschen,
Über Steine brausend, —	Es wird Dir nichts sagen,
Frage Dich, mein Schätzchen,	Ob ich Dich auch möchte,
Hast Du viele Tausend?“	Hast Du erst zu fragen.“

In schlechtem Rufe standen anscheinend die Schreiber, wie folgendes Lied besagt:

„Einen Schreiber kannt' ich einst,
Ja, der kam gar oft zu mir,
War stets nett und war stets fein,
Vornehm wie ein Kaiser schier.

Rechts hielt er das Tintenfaß,
 Links hielt er die Feder fein:
 „Schreibe mich, mein Mägdelein,
 In Dein liebes Herzchen ein!“

„Ach, Herr Schreiber, wärst Du nur
 Treu und brav, wie ich es bin,
 Gäb' ich gerne Dir mein Herz,
 Herz und Kränzchen gäb' ich hin.“

Sieh' mein Kränzchen grünt und prangt
 Noch in voller Herrlichkeit,
 Du warst in der Wiege schon
 Ohne Zucht und Ehrlichkeit!“

Wie neckisch klingt's am Schluß eines Liebesgeplauders:

„Du willst mich küssen, Bist ja viel zu klein, Langst nicht an die Lippen, Hänschen, laß es sein!“		„Ha, dieser Schemmel Hilfst aus aller Not, Sieh', ein ganzer Bursche Küßt sich warm und rot!“
---	--	--

Groß ist die Zahl der Klagelieder um das verlorene Kränzchen der Jungfräulichkeit:

„Ach, ich kann Dich nicht mehr sehen,
 Muß Dich ewig meiden,
 Meinen Kranz hast Du zerrissen,
 Und ich muß' es leiden!“

„Kränze welken, Blumen sterben,
 Alles muß vergehen,
 Laß aus Wien dir Häubchen kommen,
 Die Dir besser stehen.“

Ein anderes Mädchen befragt weinend die Fischlein, ob sie ihr verlorenes Kränzchen nicht gesehen hätten; die Fischlein antworten verständnisinnig:

„Sahen wohl das Kränzchen,
 Aber nicht mehr ganz,
 Ach, schon vier der Blümchen
 Fehlten in dem Kranz!“

In den verschiedensten Strahlenbrechungen der Beziehungen spiegeln sich die ewig neuen Begebenheiten der Ehe im Volksliede wieder.

Da schildert eine todfranke Jungfrau ihre Hochzeit mit dem Sensenmann. Das Grab ist ihr bräutlich Kämmerlein, fromme Priesterhände sind ihre Brautjungfrauen, die Engel die Hochzeitsführer, das Totenglöcklein wimmert den Hochzeitsreigen.

Eine andere Jungfrau klagt, einen Witwer heiraten zu müssen, nachdem sie zuvor die Notwendigkeit der Liebe fürs Leben dargetan hatte:

„Wer kann ohne Gäule
Seinen Acker pflügen,
Wer kann ohne Pflugschar
Wasser pflügen?

Und dem Acker gleichet
Auch das Erdenleben;
Was wär' ohne Liebe
Unser Leben?

Doch mir gab man immer
Das, was ich nicht wollte,
Nimmer konnt' ich lieben,
Was ich sollte.

Gaben mir den Witwer
Mit dem halben Herzen,
Denn noch lebt die Tote
Ihm im Herzen.“

Charakteristisch für die oberschlesischen Eheverhältnisse sind die „Ehefreuden“:

„Immer hofft ich, immer,
Gut mich zu vermählen,
Ach, doch bis zum Tode
Wird das Leid mich quälen!

Ist mein Mann im Rausche,
O dann weh' mir Armen!
Er liebt nur die Flasche,
Schlägt mich ohn' Erbarmen.

Schlug sonst jede Woche,
Hab' es still getragen;
Doch er drohte gestern,
Täglich mich zu schlagen.“

An Trinkliedern ist kein Mangel, doch auch kein so großer Überfluß, wie man bei dem Durste der Oberschlesier anzunehmen geneigt sein möchte. Viel Abstinenzler scheint es allerdings auch damals schon nicht gegeben zu haben, denn der „Trinker Heimfahrt“ verrät:

„Trinker gibt's an allen Orten,
Die tagein, tagaus sich leken,
Die im Rausch den Kopf verlieren
Und die Füße wankend setzen.“

Auf die Mahnung:

„Trinke langsam, Bruder, langsam,
Trink das Glas bedächtig aus,
Denn Du hast ein kleines Gütchen,
Kleine Scheune, kleines Haus.“

Antwortet der leichtsinnige Bauer:

„Bier her', laßt die Gläser füllen,
Musikanten spielt dazu!
Daß ich zahl', ist meine Sache.
Trinkt — und laßt mich in Ruh!“

Von einem Freunde des österreichischen Traubensaftes wird erzählt:

„Ging nach Österreich hinüber,
Trank dort wie ein Mann,
Hat die Hose bald versoffen,
Tanzt im Hemde dann.“

Diese Proben mögen genügen.

Die obererschlesischen Volkslieder ähneln denen der Böhmen und Slovaken sehr.¹⁾ Doch sind die Urtexte, wie auch ihre eigenartigen, teils neckisch scherzenden, melancholisch klagenden Melodien dem Gedächtnisse des Volkes entschwunden. Nur hie und da findet sich wohl noch bei einer Hochzeits- oder Tauffeier ein altes Weib, das im Rausche noch eines dieser Volkslieder zum besten gibt, allerdings dann meistens durch recht derbe Stropheneinlagen verunstaltet.

Zu bedauern ist es nur, daß sich noch kein kundiger Meister gefunden hat, diese übersehten obererschlesischen Volkslieder unter Zuhilfenahme der alten polnischen Melodien zu ertonen, um sie dem deutschsprechenden obererschlesischen Volke zugänglich zu machen.²⁾

¹⁾ In dem unlängst erschienenen Heft XI der „Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde“ macht Dr. Otto Böckel auf verschiedene Ähnlichkeiten des Volksliedes des polnischen Oberschlesiens mit der deutschen Volkspoesie aufmerksam und erklärt dieselben zum Teil aus nachbarlicher Berührung der Rassen miteinander.

Die Redaktion.

²⁾ Wie Dr. Böckel mitteilt, sind sämtliche Lieder der Roger'schen Sammlung von Dr. Albert Weiß (jetzt in Cassel) in gelungener Weise ins Deutsche übertragen, bis jetzt jedoch noch nicht veröffentlicht worden.

Die Redaktion.

Eine Bauernhochzeit im Weichseltal.

Von

R. Vistulanus.

Heute wollen wir mal die Böcke in Frieden lassen und uns anderen Dingen zuwenden. Unser Nachbar Wrona hat meine Frau und mich zur Hochzeit seiner Tochter Kascha eingeladen. Wir werden bald abgeholt und bitten Dich uns anzuschließen, da Du als unser Gast willkommen sein wirst und es auf einen Gast mehr oder weniger nicht ankommt.“ — Mit diesen Worten begrüßte mich mein Freund Laudorf, auf dessen Gute ich meinen Pfingsturlaub zwecks Ermordung möglichst vieler Rehböcke zubrachte.

„Bon! Machen wir — der gute Wrona scheint ein Gemütsmensch zu sein, der mich Eindringling nicht gleich vor die Tür setzen wird; hat er mir doch die Trophäe von dem guten Sechser, der mir trotz des Blattschusses auf sein Gebiet durchgebrannt ist, in lebenswürdiger Weise zur Verfügung gestellt.“

Während wir uns noch über die bevorstehenden Genüsse unterhielten, kam in schneidigem Trab ein ländlicher Korbwagen mit bändergeschmückten Pferden und dito Kutscher und Peitsche vor das Gutshaus gefahren, um uns zur Hochzeit abzuholen. Als wir heraustraten, um einzusteigen, zog der Kutscher, es war der Bruder der Braut, eine Weinflasche hervor, erklärte sie sei noch nicht angebrochen und reichte sie mit aller ihm zu Gebote stehenden Grandezza der Frau Laudorf mit der Bitte sich zu erquicken und weiter zu reichen. Mit lebenswürdigem Lächeln setzte die kleine Frau die Flasche an ihre Lippen, um sie mir sodann anzuvertrauen. Da ich merkte, daß meine reizende Wirtin gemogelt, d. h. nicht getrunken hatte, setzte ich die Flasche mit einem gewissen Mißtrauen bezüglich ihres Inhaltes an den Mund. Doch der Stoff war gut, schwerer Ungarwein, dem ich mit einem kräftigen Zuge Ehre antat und sodann an Laudorf abgab. Nachdem auch noch Soscha und Hanka, Laudorfs Dienstmädchen, die fichernd der Scene beigewohnt hatten, „erquickt“ waren, ging es in flottem Galopp zum Braut- hause. Doch so oft wir einem Menschen begegneten, wurde gehalten und die Erquickungsflasche gereicht. Im Dorfe schienen die Leute schon auf die Ankunft des Wagens zu warten; denn vielfach standen sie vor den Gehöften, um eine Erquickung zu erhaschen. Der Kutscher hatte sich gut verproviantiert; denn auf diese Weise wurden fünf Flaschen geleert. Dafür nahm er auch die Lobeserhebungen der Erquickten über sein schneidiges Äußeres oder seine feurigen Pferde mit selbstbewußtem Stolz entgegen.

Als wir vor dem Brauthause anlangten, trat die Kapelle heraus und begrüßte uns mit einem anheimelnd klingenden polnischen Liede, eine Ehrung, die Laudorf und mich um je 5 Mark erleichterte. Im Brauthause waren schon eine Menge Gäste anwesend; wir wurden von den Brauteltern freundlich begrüßt und sodann mit Kuchen und Kaffee bewirtet.

Plötzlich ertönt flotte Musik und unter dem Halloh einer Anzahl junger Burschen tritt der Bräutigam, den Hut mit einem grünen künstlichen Strauß und einer Anzahl langer grüner Bänder geschmückt, in das Zimmer. Ihn begleiten die Brautführer mit bunten — meist roten — Straußen und ebensolchen Bändern an den Hüten und ein älterer Mann, mit einem Straußchen am Rock und einer riesigen Flasche in der Tasche. Es ist der Brautbitter, oder hier Starosta genannt. Das Amt eines Brautbitters übernimmt gewöhnlich ein älterer Bekannter des Bräutigams, in unserem Falle ist es der Dorffschmied. —

Der Brautbitter versichert sich des Wohlwollens der Gäste und der Brauteltern durch Darreichung einer Erquickung aus seiner Flasche, sodann setzt er sich in Positur und erzählt in weitschweifender Weise, er habe gehört, daß hier im Hause ein schönes Mädchen wohne, deren Tugenden im ganzen Dorfe gepriesen würden. Der junge Mann — auf den Bräutigamweisend — der aus guter Familie sei, ein hübsches Gütel mit glänzenden Pferden und Kindern und fetten Schweinchen besitze, hege den sehnlichsten Wunsch, das schöne Mädchen zur Frau zu haben, und da gestatte er sich denn die bescheidene Anfrage, ob das Mädchen noch zu haben sei, und bitte um freundliche Aufnahme, da er, was an ihm läge, sich nicht lumpen lassen wolle.

Als bald entgegnete ihm der Starosta von der Brautseite, hier ein Freund der Brauteltern. „Na ja ein schönes Mädchen ist hier zu haben, aber Ihr kriegt sie nicht, Ihr seid viel zu schäbige und schofle Kerle.“

„Aber Gebatterchen, sei doch nicht gleich so grob, hier erquick Dich, und laß mal einen vernünftigen Ton mit Dir reden. Mein junger Freund hier ist ein netter fester Kerl, der seine Sache versteht, er hat bei den roten Husaren in Potsdam gedient, ist sogar Gefreiter geworden, hat die schönsten Pferde im Nachbardorfe; sein Gut ist in musterhafter Ordnung; der hat schon Anspruch auf ein hübsches Mädchen.“

„Na, dann will ich mal sehen“, entgegnet der andere und ergreift die ausgerechnet älteste Matrone aus der Hochzeitsgesellschaft, zerrt die sich Sträubende hervor und erklärt: „Hier, die ist zu haben! Sie ist zwar über die Maienstage hinaus, aber noch sehr rüstig und arbeitsam wie ein Pferd. Sie hat auch viel Geld und ist wie dazu geschaffen einen jungen Sausewind, wie Dein Freund zu sein scheint, in Ordnung zu halten.“

Ein verlegenes Ohrenfrauen des Brautbitters, doch schnell gefaßt erwidert er: „Das Großmütterchen bietet gewiß eine sehr rüstige Erscheinung; sie würde sicherlich noch die Zierde eines Hauses werden, doch ist sie für meinen Freund etwas zu alt; Gevatter, Du mußt doch selbst sehen, daß das nicht geht! Nicht wahr, Mütterchen, der Fant ist Euch zu jung; hier, nehmt ein Stück Kuchen und eine Erquickung, und nichts für ungut; wenn Ihr wirklich noch einmal heiraten wollt, dann will ich Euch etwas passendes aussuchen.“

„Mein lieber Gevatter, also etwas jüngerer.“ „Schön!“ sagt der andere und zieht ein niedlich gekleidetes Schulmädchen vor, „hier! Etwas jüngerer!“

„Ach, sehr schön! wirklich reizend, ein herziges Mädchen! Fürchte Dich nicht, mein Kindchen, wir tun Dir nichts; hier hast Du ein großes Stück Kuchen, ja sogar eine Düte Bonbons schenke ich Dir, auch ein Schlüßchen sollst Du haben, aber gehe recht brav in die Schule und denke noch nicht an einen Mann. In einigen Jahren wird auch Deine Zeit gekommen sein, dann kannst Du Dich gewiß darauf verlassen, daß der Schmied Dir einen schneidigen Mann anschnieden wird. Jetzt hast Du aber noch Zeit.“

Gevatterchen, mit Euch ist heute nicht zu reden, erst zu alt, dann viel zu jung. Seid doch nicht so knickrig.

„Knickrig! da zieht Euch nur an der eigenen Nase! Ihr redet und redet, haltet unsere Gäste auf und gebt nicht einmal etwas zum Besten.“

„Hier, Gevatterchen, tu Dir mal etwas Gutes an. Brauchst heut nicht Deinen alten Prestabak zu schmauchen, ein feines Cigarrenchen, nicht vom Juden aus dem Dorfe, sondern vom Kaufmann aus der Stadt; extra für Dich; hier trink auch und gib's den werten Gästen weiter, damit sie nicht die Geduld verlieren.“

Jetzt, Gevatterchen, rückt mit dem schönen Mädchel heraus!“

„Nein! Deine Cigarre schmeckt wie Stroh, bist ein Rupp sack, will nichts mit Dir zu tun haben.“

„Aber Gevatterchen, morgen trinken wir noch ein Extraschöppchen; mit meinem Gespann will ich Dich dazu abholen, aber sei vernünftig.“

„Nun, weil ich kein Unmensch bin, will ich mal zusehen.“ Er verschwindet im Nebenzimmer und bringt eine mit einem bunten Kranze und einer Anzahl von Seidenbändern geschmückte Brautjungfer hervor.

Ein allgemeines — ah hübsch, ein nettes Mädchel —

„Ja! was feines! Nun, was sagt Ihr dazu?“

„Schön wie eine Rose“, sagt der Brautbitter; „ich habe auch ein feines Kerlchen für sie. Er zieht einen der hinter ihm stehenden Brautführer hervor: Da mein Mädchen, ein hübscher Junge, Breslauer Kürassier, hat mit dem Kaiser gesprochen; wenn der Dich heut nicht gehörig austanzt,

dann sag' es nur dem Schmied, der wird ihm in der Schmiede schon Beine machen! Ich kann Dir aber auch raten, Dich recht nett um ihn zu machen, er braucht ein kleines Frauchen und ich würde Dir ihn ganz gern gönnen." Den grünen hier — auf den Bräutigamweisend — möchtest Du wohl selbst nicht haben; er ist viel zu groß für Dich und hat auch keinen Schnurbart wie Dein Galan. Habe ich nicht recht, mein Schätzchen? Hier hast Du auch eine Tafel Schokolade zum Knabbern."

"Gevatterchen, Ihr seht, das schöne Mädel macht sich aus dem Jungen hier nichts; bringt doch endlich die richtige heraus; aber schnell, sonst schimpft der Herr Pfarrer, daß er so lange warten muß. Meine Zeit ist auch gemessen, da ich noch andere Geschäfte vorhabe."

"Na, alter Quatschkopf, ich will mal nachsehen, ob noch eine da ist."

Hierauf führt er die Braut im vollem Staate, gefolgt von den anderen Brautjungfern, in das Zimmer.

Allgemeine Ausrufe des Entzückens; der Brautbitter, der Bräutigam und die jungen Männer verneigen sich. „So! das ist wohl die richtige!"

„Jawohl, die und keine andere, nur diesen Engel wollen wir haben. Nicht wahr, Gevatterchen, Du fragst die lieben Eltern, ob sie das schöne Mädchen dem schmucken Freier geben wollen?"

Der Brautvertreter wendet sich an die Eltern und fragt sie in wohlgefehten Worten, wie sie sich zu dem Antrage stellen. Diese entgegnen: „Gott gebe ihnen Glück auf den Weg!" Sodann nimmt der Brautstarosta der Braut den Kranz ab, legt ihn auf einen Teller, geht zum Bräutigam und fragt ihn: „Was gibst Du für das Mädchen!" Der Bräutigam legt einen Goldfuchs auf den Teller, ergreift die Hand der Braut und stellt sich an ihre Seite. Der Teller mit dem Kranze macht die Runde unter den Hochzeitsgästen, die an dem Kranze riechen, ihn beniesen und gleichfalls ihr Scherflein — meist einen Taler — beitragen. Sodann wird der Brautkranz der Braut aufgesetzt, das Geld in die Tasche gesteckt, die Eltern erteilen unter feierlichen Klängen eines Chorales ihren Segen und fort geht es in wilder Fahrt in die Kirche.

Der soeben geschilderte Vorgang im Brauthause ist eine uralte Sitte, deren Ursprung in der alten indogermanischen Form des Eheschlusses durch Brautkauf zu suchen ist.

Nach der Trauung ging es in das Wirtshaus, wo die Zeit bis zum Hochzeitschmause mit einem Tänzchen vertrieben wurde. Der Brautschmaus selbst fand im elterlichen Hause statt. Für die Honoratioren, die Herren Geistlichen, Organisten, Lehrer, Schulzen, uns und last not least den Herren Gendarmen war in einem besonderen Zimmer recht nett gedeckt. Den aufgetragenen Speisen, einer furchtbar fetten Nudelsuppe, Schweine-

fleisch, Wild und Geflügel wurde alle Ehre angetan, ebenso dem feurigen Ungarwein.

Mit den ländlichen Gästen, die in der großen Wohnstube bewirtet wurden, machte man weniger Umstände. Die Speisen wurden in großen Schüsseln auf den Tisch gebracht; der einzelne Gast hatte lediglich einen Teller und einen Löffel zu seiner Verfügung, Gabeln gab es überhaupt nicht, und mit den wenigen Messern half man sich gegenseitig aus. Ohne Beachtung urbaner Formen wurden die Riesenportionen mit sichtlichem Behagen vertilgt. Auch auf Gläser erhob die Gesellschaft keinen Anspruch. Es wurde aus den zahlreich aufgestellten Flaschen getrunken, die immer wieder vom Fasse gefüllt wurden. Auch das später kredenzte Bier wurde, soweit die Gläser nicht reichten, aus Tassen und Töpfchen getrunken und schien trotzdem recht zu munden.

Nach Beendigung des Schmauses ging es unter Vortritt der Musik wieder in das Wirtshaus, wo sich nun alles dem fröhlichen Tanze überließ. Ein Büffet und mehrere Fässer Bier waren für die Hungrigen und Durstigen aufgestellt.

Interessant war in diesem Teile der sogenannte Haubentanz, in welchem die Braut von den jungen Mädchen umtanzt, ihr sodann der Brautkranz abgenommen und der *czepiec*, ein gehäkeltes Häubchen, das äußere Kennzeichen der verheirateten Frau, aufgesetzt wird.

Das schien auch das Zeichen des Schlusses des offiziellen Teiles der Hochzeit zu sein, denn die älteren Leute entfernten sich, während das junge Volk noch bis zum Morgen Terpsichoren huldigte.

Umschau.

Oberschlesien im Juni 1904.

Von

B. B.

Der Juni als Lichtmonat. Prachtvolles Wetter. Landwirtschaft und Gartenbau. Die Küche im Juni. — Börse und Handel. — Oberschlesischer Bergbau. Kohlengeschäft. Dubenskogrube. Wohlfahrtseinrichtungen auf der Brandenburggrube, Königin Luisegrube, Bielschowitzgrube und Königsgrube. Freibierfest auf der Königsgrube. Generalbefahrung der ober-schlesischen fiskalischen Steinkohlengruben-Bergreviere Nord-Kattowitz und Süd-Kattowitz. Berggewerbebericht Beuthen O.-S. — Oberschlesischer Eisenmarkt. Hochöfen in Julienhütte, Königshütte, Friedenschütte, Donnersmarckhütte, Vorsigwerk, Hubertushütte, Isalvahütte und Gleiwitzerhütte. Die monatliche Roheisen-erzeugung in Oberschlesien. Redenhütte. Bau des neuen Martin-stahlwerks in Königshütte. Regierungspräsident Holz besichtigt die Werke der Schlesischen Aktiengesellschaft in Lipine und die Bismarckhütte. Prämiiierung von 3 Beamten, 34 Arbeitern und 4 Arbeiterinnen auf der Donnersmarckhütte für 25 jährige ununterbrochene Dienstzeit. — Oberschlesisches Verkehrswesen. Eisenbahnstrecken Polnisch-Neufirk—Bauerwitz, Preussisch-Herby—Russisch-Herby, Oppeln—Namslau. Die Oder-schiffahrt. Oderbereifung. Regulierungsarbeiten von Ratibor bis Cosel. Besichtigung der Malapane zum Zwecke der Regulierung. — Neue Kirchen in Ruda, Michalkowitz und Groß-Dombrowka. — Kreisinvalidenhaus Rokittnitz. — Oberschlesische Volksbibliotheken. — Oberschlesischer Sängerbund. — Oberschlesischer Bezirksverein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke. — Heilstättenverein für Lungenkranke aus dem Regierungsbezirk Oppeln. — Unterricht und Erziehung Taubstummer Ober-

schlesiens. — Kommunales. Die 14. allgemeine Jahresversammlung des oberschlesischen Städtetages in Myslowitz. — Brandunglück in Solarnia. — Sport. Radrennen in Gleiwitz. Das 54. oberschlesische Schützenbundesfest in Ober-Glogau. Volksspielfest in Königshütte. — Kardinal Kopp in Oberschlesien. — Aus der Gesellschaft. — Auszeichnung für 40jährige Dienste.

Der Monat Juni hat seinen Namen von der Juno, der Göttin der Befruchtung, weil in diesem Monat die Befruchtung des Getreides eintritt. Wie jeder Monat, so hat auch der Juni sein besonderes Gepräge; er ist der Lichtmonat, also der Gegenpart des dunklen Dezember. Der 21. Juni, der längste Tag im Jahre, dauert $16\frac{3}{4}$ Stunden. Er ist der Tag der Sommersonnenwende; da hat die Sonne ihren höchsten Stand erreicht und steht zugleich auf dem Höhepunkt ihrer Licht- und Wärmeentfaltung; sie feiert gleichsam ihr Jubelfest, Abend- und Morgendämmerung reichen sich die Hand. Unsere natur-sinnigen Vorfahren feierten diesen Tag durch Anzünden von Freudenfeuern auf den Bergen. Freude durchzog die Brust eines jeden Oberschlesiers über das den ganzen Monat Juni hindurch anhaltende prachtvolle Wetter. Über Land und Bergen lag das Funfelgold schöner Tage. Zu solch herrlicher Zeit scheint ein heimlich Jauchzen und Klingen durch die Welt zu gehen. Die Natur teilt mit entzückender Fülle aus: schattige Wälder, saftige Wiesen, wogende Getreidefelder, duftendes Blumen- und Waldesweben, vieltausendstimmiger Vogelsang, das Summen von Bienen- und Käfervolk, lichtflatterndes Gewölk am Himmel; und über all diese Schönheiten wölbt sich der Himmel wie eine blaue Riesenglocke. Wohl niemand genießt die Schönheiten der Natur mit all ihren Reizen in besserer Weise als der Landmann. Aber auch niemand dankt dafür so aufrichtig und froh wie der Landwirt. Mit wahrer Lust geht er an seine Arbeit, gutes Wetter und Arbeitsfreudigkeit machen ihm die Arbeit leicht. Das Wiesenmähen und Heutrocknen gingen heuer wie selten einmal flott vonstatten. Dazu bietet die Neuzeit ihre Vorteile, so die Grasmähmaschinen, die Heuwendemaschinen zum Drehen und Lüften des Grases, sowie die Pferderechen zum Zusammenbringen desselben. Wo die Futterunkeln nicht schon einige Wochen früher in Kernen ausgelegt oder gedrillt worden sind, wurden dieselben in der ersten Hälfte des Monats Juni gepflanzt; auch die Zuckerrunkeln wurden vereinzelt und einigemal behackt, eine zweite oder auch schon dritte Abteilung Mais wurde gelegt; der Kopfkohl, welcher im Spätherbst dem Vieh ein gutes Milchfutter und uns das ganze Jahr

hindurch das bekannte Kraut in den verschiedensten Zubereitungen, als Sauerkraut, Dämpfkraut, Krautsalat u. s. w. liefert, wurde ebenfalls gepflanzt. In einigen Gegenden wird auch die Hirse angebaut; dieselbe ist bekanntlich in solchen Gegenden bei ländlichen Festen ein sehr beliebtes Gericht. Der Gemüse-, Blumen- und Obstgarten verlangten die sorgsamste Pflege und eine vielseitige Beschäftigung. Der Gärtner mußte leere Beete besetzen, Erdbeerstöcke entranken, Bohnen, Erbsen und späte Kohlrüben aussäen, den Boden lockern, jäten, düngen, gießen, junge Spargelbeete hacken, Spargel stechen, Gewürzkrauter schneiden und trocknen, von den Rosen die Wurzel- und Stammesaussläufer entfernen, Nelken, Aurikeln, Primelsämlinge u. s. w. versetzen, Reseda und mancherlei andere Gewächse aussäen, Raupen vertilgen, herunterhängende Weinreben anbinden, unfruchtbare Seitenreben abschneiden, die langen Triebe der Zwerg- und Spalierbäume schneiden, überflüssige Zweige ausbrechen, Früchte, wenn sie erbsengroß geworden sind, verdünnen, wurmstichiges Obst abschütteln und vertilgen, Stecklinge von Beerensträuchern machen und viel Ungeziefer vertilgen. — für die Küche ist der Monat Juni in Bezug auf Gemüse und Gartengewächse einer der besten. Er bringt Karotten und junge Erbsen, oder wie man in Oberschlesien sagt, Schoten und Mohrrüben, ferner Kohlrabi, grüne Bohnen und Kopfsalat; der letztere ist im Juni von besserer Beschaffenheit und immer sehr bekömmlich. Die alten Kartoffeln lassen viel zu wünschen übrig, darum behilft man sich häufig mit Mehlspeisen, als da sind Kartoffelflöße, Knödel, Nudeln, Maccaroni und dergl. Neue Kartoffeln waren zwar schon vom Auslande aus auf unseren Markt gekommen; sie sind nicht einmal sehr teuer, können aber unsere einheimische frische Frucht ebensowenig ersetzen wie die konservierte neue Kartoffel, die einer besonderen Behandlung unterzogen wird. Die Spargelsaison dauerte bis Johanni; über teure Zeiten konnte man sich nicht beschweren, so daß auch eine bescheidene Küche nicht auf Spargel zu verzichten brauchte. Pilze sind ziemlich rar.

Börse und Handel durften sich im allgemeinen einer festen Stimmung erfreuen. Zwar war gleich zu Anfang des Monats in die Börsenhallen eine fast sommerliche Ruhe eingefeiert, so daß von Geschäftslust und merklichen Preisänderungen kaum die Rede sein konnte. Und wenn auch die Fortdauer des ostasiatischen Krieges und der Umstand, daß ein Ende desselben kaum abzusehen ist, für unsere Geschäftswelt kein Anlaß zu ernststen Beunruhigungen bilden, so wirkte doch das Fehlen von bestimmten Nachrichten vom ostasiatischen Kriegsschauplatz und die Ungewißheit über die dortige Kriegslage beeinträchtigend auf den Geschäftsverkehr, und diese Wirkung wurde infolge der ungünstigen Nachrichten von den Nieder-

lagen der Russen noch fühlbarer. Ebenso verstimmt wurde die Börse durch die Nachricht von der Zurückstellung der Börsengesetznovelle bis zum Spätherbst. Einen Ansporn gaben der Geschäftswelt die so überaus friedlichen Äußerungen des Kaisers in Hamburg und die Zuversicht, welche aus seiner Rede sprach; die Geschäftstätigkeit wurde merklich belebter. Die Hauptstütze des Marktes waren die günstigen Geldmarktverhältnisse; sie waren es, die erheblich anregten zu Anlagekäufen sowohl in heimischen wie in ausländischen Renten.

Von unseren oberschlesischen Industriezweigen lauteten die Nachrichten ziemlich befriedigend. Selbst das Kohlegeschäft kann verhältnismäßig nicht als ungünstig bezeichnet werden. Der oberschlesische Bergbau nimmt ständig zu. Auf der im Ausbau begriffenen Dubenskogruube bei Czerwionka wurden sechs Flöze bis zur 410 Meter-Sohle durch Querschläge aufgeschlossen, die weitere Aufschließung der noch tieferen Abbausohle wird fortgesetzt; die Kohle ist gut. Allerwärts sorgen die Bergwerksverwaltungen für Wohlfahrtseinrichtungen. Die Brandenburggrube hat zwei Schlafhäuser zur Unterbringung der auswärtigen Bergleute erbaut; die darin wohnenden Arbeiter werden in einer Arbeiterspeiseanstalt beköstigt. Die königliche Berginspektion Jabrze errichtet auf dem Ostfelde der Königin Luisegrube zwei Arbeiterwohnhäuser für je 12 Familien; drei solche Häuser sind bereits im vorigen Jahre fertiggestellt worden, ein gleiches wurde auch in Bielschowitz errichtet, und für die fiskalische Königsgrube wurden 10 Familienhäuser gebaut. Jede Wohnung besteht aus einer großen und einer kleinen Stube, einer Küche und Zubehör. Die Königsgrube besitzt außerdem noch 24 Arbeiterhäuser mit 92 Wohnungen, die Königin Luisegrube 13 Häuser mit 53 Wohnungen und die Bielschowitzgrube 20 Häuser mit 48 Wohnungen. Der Mietzins für eine solche Wohnung beträgt etwa 120 Mark fürs Jahr. In schöner Weise wurde auf sämtlichen Schächten der fiskalischen Königsgrube das Freibierfest begangen; vormittags fand Parade statt, dann Kirchgang und Frühshoppen, nachmittags Konzert und Tanz. Die Bergleute, ebenso die Invaliden wie auch die Witwen verstorbener Knappen wurden mit Wurst, Semmeln und Bier reichlich bewirtet. Nachmittags erschienen die Oberbeamten mit Bergrat Bunzel an der Spitze auf den festplätzen. Bergrat Bunzel übergab sechs verdienten Bergleuten das ihnen Allerhöchst verliehene Allgemeine Ehrenzeichen; einige Arbeiter erhielten für mehr als 40jährige treue Arbeit schöne Uhren mit Widmung; mehrere Lehrhauer wurden zu Vollhäuern befördert. — Bereits in der vorigen Umschau ist von der Generalbesahrung der oberschlesischen fiskalischen Steinkohlengruben durch Oberberghauptmann von Velsen aus Berlin und

Berghauptmann Vogel aus Breslau berichtet worden; auch am 4. Juni fand im Sitzungsaale der Bergwerksdirektion in Zabrze eine Sitzung statt, an der die Bergwerksdirektoren, sämtliche Dezerenten der Direktion und der Bezirksbaubeamte, Baurat Loose-Gleiwitz, teilnahmen; dabei wurden die wirtschaftlichen Ergebnisse und die für das nächste Jahr in Aussicht genommenen Bauten besprochen. Am 6. Juni besuchte die Kommission das Königliche Hüttenamt Gleiwitz und tags darauf am Vormittage die oberschlesische Wasserversorgungsanlage am Adolfschacht bei Tarnowitz, wo die Berginspektoren von Velsen und Drescher die nötigen Erklärungen gaben; nachmittags erfolgte die Befahrung der Friedrichsgrube und Friedrichshütte. Zum Schluß wurde am nächsten Tage das Hüttenwerk Malapane besichtigt. — Unter den Oberbeamten der Königlichen Bergverwaltung sind einige Versetzungen vorgekommen: An Stelle des Bergrat Osterkamp, der zur Verwaltung des neuen Bergreviers Posen von Kattowitz nach Posen versetzt worden ist, wurde die Verwaltung des Bergreviers Süd-Kattowitz dem bisherigen Revierbeamten des Bergreviers Nord-Kattowitz, Bergrat Jaekel in Kattowitz, übertragen; Berginspektor Mönckeburg von der Berginspektion zu Lautenthal wurde zum Revierbeamten für das Bergrevier Nord-Kattowitz ernannt und ihm der Titel Bergmeister beigelegt. Bei dem Berggewerbegericht Beuthen O.-S. wurde der Bergmeister Knochenhauer zum Gerichtsvorsitzenden ernannt unter Belassung in dem Amt als Vorsitzender der Kammer Süd-Beuthen und als stellvertretender Vorsitzender der Kammer Ost-Beuthen, der Bergmeister Schmielau zum 1. Stellvertreter des Gerichtsvorsitzenden, der gleichzeitig betraut wurde mit dem Vorsitz der Kammer Ost-Beuthen und mit der Stellvertretung im Vorsitz der Kammer Süd-Beuthen.

Auf dem oberschlesischen Eisenmarkt hielt die erfreuliche Aufwärtsbewegung unverkennbar an. Allerdings waren die Preiserhöhungen nur geringe; Walzeisen hatte einen ungewöhnlich niedrigen Preis. An maßgebender Stelle hielt man also die Situation noch nicht für derart gefestigt, um Steigerungen ohne Gefährdung des Absatzes eintreten lassen zu können. Die Erzeugung von Roheisen ist schnell gestiegen infolge des Anblasens der Hochofen in Donnersmarkhütte, Julienhütte und Königshütte, so daß eine Zunahme der Bestände zu bemerken war. Wegen starker Nachfrage nach Koksfohle und der infolgedessen eingetretenen Preiserhöhung sind die Gießungskosten für Roheisen um etwa 70 Pf. für die Tonne gestiegen. Seit Anfang Juni stehen 26 Öfen im Feuer, 6 in Julienhütte und ebensoviel in Königshütte, 4 in Friedenshütte, 3 in Donnersmarkhütte, je 2 in

Vorsigwerk, Hubertushütte und Falvahütte, 1 in der Gleiwitzer Hütte. Das Ausbringen ist durch reichere Beschickung erheblich gesteigert worden. In Handelseisen und Trägern war viel zu tun, der Auftragsbestand hat eine Erhöhung erfahren. Der Walzeisenmarkt gestaltet sich weiterhin günstig; in Österreich ist eine bessere Lage des Eisengeschäfts eingetreten, und dies blieb nicht ohne Einfluß auf Oberschlesien. Der Export nach den Donauländern war befriedigend. Feinbleche haben sich weiter gehoben, die Walzwerke sind anhaltend gut beschäftigt; Grobbleche waren nicht in demselben Umfange begehrt, doch war die Lage viel erfreulicher als vor einigen Wochen. Die Kesselschmieden konnten immer noch nicht über einen ausreichenden Arbeitsbestand verfügen; die Leistungsfähigkeit in den Eisenkonstruktionswerkstätten ist zu groß, so daß die Preise noch vielfach Unterbietungen unterlagen und die Notierungen nicht durchweg auf eine gesunde Höhe gebracht werden konnten. Die Stahlsaßongießereien erzielten zwar ziemlich gute Erlöse, konnten sich aber über zu viel Arbeit nicht beklagen. Die Lage der Röhrenwerke war zufriedenstellend, ebenso die des Drahtmarktes, doch hätten die Eisengießereien und Maschinenfabriken einen Zuwachs an Arbeit gut brauchen können. Im allgemeinen hält aber die gute Stimmung und die bessere Beschäftigung auf allen Zweigen des Eisengewerbes an. Die obereschlesische Roheisenproduktion betrug im April rund 64 600 Tonnen, im Mai rund 71 400 Tonnen. Die Redenhütte stellte den Betrieb in der Kleinzeugfabrik nicht ein; die der Verwaltung erteilten Aufträge aus Rußland, Belgien und Pennsylvanien waren so umfangreich, daß sogar öfter ein Mangel an Rohstoffen eintrat und in einzelnen Abteilungen die Arbeiter zu Überstunden herangezogen wurden. Auf der Donnersmarckhütte wurde für den neuen, kürzlich in Betrieb gesetzten Hochofen I ein neuer Winderhitzerapparat montiert und eine hohe Esse aufgeführt; der Hochofen III befindet sich immer noch im Betriebe; an seine Stelle kommt ein Ersatzofen, wozu das Eisenmaterial bereits fertiggestellt ist. Der Bau des neuen Martin-Stahlwerks in Königshütte ist rüstig vorwärts geschritten; die eine von den beiden zu errichtenden Hallen, die für drei Martinöfen bestimmt ist, ist in der Eisenkonstruktion vollendet und die Bedachung in Monier-Schichtzementbettung mit eingefügten Eisenstäben (benannt nach dem Erfinder Monier in Paris) ausgeführt worden; die Halle hat eine Länge von 80 m und eine Spannweite von 21 m, die Konturen des Bauwerks treten mächtig hervor. Mit dem Bau des zweiten, als Gießhalle bestimmten Gebäudes ist auch schon begonnen worden. — Am 18. Juni besichtigte Regierungspräsident Holz die Werke der Schlesischen Aktiengesellschaft in Lipine und die Bismarckhütte. Der Präsident traf in Begleitung mehrerer Land-

räte und anderer höherer Beamten auf der Vereinigten Mathildegrube ein, dort legten die Herren Grubenkleidung an und unternahmen eine Grubenfahrt unter Führung des Bergrats Remy; nach erfolgter Besichtigung fuhrn sie aus und stellten sich auf dem Grubenplatze auf; diese Gruppe hielt Hüttendirektor Scherbening im Bilde fest. Dann wechselten die Herren die Kleidung, fuhrn nach den Hüttenanlagen, besichtigten auch diese und fuhrn darauf nach Piasniki zurück und nahmen beim Generaldirektor Remy einen Imbiß ein. Nach kurzer Rast fuhrn die Herren nach Bismarckhütte und besichtigten die dortigen Anlagen unter Führung des Kommerzienrats Kollmann, Generaldirektors Marx und Hüttendirektors Fröhlich; gegen Abend begaben sich die Herren in die Villa des Kommerzienrats Kollmann zur Tafel, wobei die Bismarckhütter Kapelle spielte. Die Schlesische Aktiengesellschaft Lipine und die Bismarckhütte stehen im Vordergrunde der Montanindustrie und sind vorbildlich in der Fürsorge für die Arbeiter. Wer solche Anlagen besichtigt, der kommt zu der Überzeugung, daß die im Schoß der oberschlesischen Erde lagernden Schätze auch dazu benutzt werden, den oberschlesischen Arbeiter materiell besser zu stellen; ebenso geschieht auch alles nur Mögliche, um den oberschlesischen Arbeiter den deutschfeindlichen Einflüssen zu entziehen. Die Donnersmarckhütte prämierte Beamte und Arbeiter, welche auf eine 25 jährige ununterbrochene Dienstzeit auf dieser Hütte zurückblicken durften. Aus diesem Anlasse wurde eine schöne Feier veranstaltet. Generaldirektor Hochgesand beglückwünschte die Jubilare und überreichte den 3 Beamten Werkmeister Halaczek, Werkmeister Kammler und Maschinensteiger Bittner je eine wertvolle goldene Uhr mit entsprechender Gravierung, den 34 männlichen Arbeitern je ein Geldgeschenk von 50 Mark und eine silberne Taschenuhr mit Widmung, den 4 Arbeiterinnen ein Geldgeschenk von je 75 Mark.

Die Verkehrsmittel werden fortwährend vermehrt und vervollkommenet. Die Vorarbeiten zum Bau der Nebenbahn Polnisch-Neukirch—Bauerwitz sind beendet; sobald das Abernten der Feldfrüchte beendet sein wird, wird mit dem Bau sofort begonnen werden; man beabsichtigt, zur Beschleunigung des Baues die Erdarbeiten von Bauerwitz und Polnisch-Neukirch aus zu gleicher Zeit in Angriff zu nehmen. Die Verbindung des Bahnhofes Preußisch-Herby mit dem Bahnhof Russisch-Herby ist nunmehr sicher und vielleicht schon zum 1. Oktober d. J. hergestellt. Auf der Nebenbahn Oppeln—Namslau wird bei der Kolonie Mainczof zwischen Jellowa und Murow eine Haltestelle errichtet, wodurch einem dringenden Bedürfnis entsprochen wird, wie auch auf der Strecke Öls—Kreuzburg, wo zwischen den Stationen Baukau und

Rosenberg unweit des Ortes Alt-Rosenberg eine Haltestelle gleichen Namens errichtet wird; auch Polnisch-Würbitz soll eine Haltestelle erhalten. — Infolge der langanhaltenden Dürre ist die Oder auf einen Tiefgang herabgegangen, wie er seit Jahrzehnten nicht beobachtet wurde; daher ist in der Oderschiffahrt eine empfindliche Stöckung eingetreten, der Wasserstand ging täglich immer weiter herab, so daß die Dampfer und Kähne in ständiger Gefahr sind, Beschädigungen zu erleiden. Wenn in dem Wassermangel keine Besserung eintritt, so steht zu befürchten, daß der Verkehr völlig zum Stillstand kommen wird. Ein großer Teil der Schiffer zieht es vor zu warten, da bei den bis jetzt gebotenen Frachtsätzen und der geringen Ladesähigkeit (etwa $\frac{1}{4}$ Ladung) die Kosten nicht gedeckt werden. — Eine Oderbereisung machte der Geheime Oberbaurat Keller aus dem Ministerium der öffentlichen Arbeiten mit dem Oderstrombaurat Oberbaurat Hammel von Ratibor bis Breslau. Es handelt sich auf der Strecke von Ratibor bis Cosel um die Fortsetzung der Regulierungsarbeiten, um die zwecks Verbesserung des Schiffahrtsbetriebes begonnenen Arbeiten auf der kanalisierten Stromstrecke, wie überhaupt um die Frage der Kanalisierung und sonstigen Verbesserung des Schiffahrtsverkehrs. Die Regulierungsarbeiten auf der Strecke von Ratibor bis Cosel werden voraussichtlich bis zum Jahre 1906 beendet sein. Die Verbesserung der Umschlagverhältnisse im Coseler Hafen schreitet weiter fort. Auch eine Regulierung der Malapane wird geplant; zu dem Zwecke fand bereits durch eine aus Mitgliedern des Oberpräsidiums und der Oppelner Regierung bestehende Kommission eine zweitägige Besichtigung der Malapane statt; am ersten Tage wurde die Strecke Czarnowanz bis Turawa, am zweiten von Dossowska bis Zawadzki besichtigt.

Oberschlesien wurde um drei neue, prächtige Kirchen reicher. Die neue katholische Kirche in Ruda wird ein imposanter Bau, dessen Fertigstellung im nächsten Frühjahr erfolgen dürfte. In Michalkowitz ist der Bau der neuen katholischen Kirche bereits so weit fertiggestellt, daß man ihre Einweihung für den 1. Oktober d. J. in Aussicht genommen hat; der Turm der Michalkowitzer Kirche erreicht eine Höhe von 78 Meter; er ist mit Kupferblech eingedeckt worden. Die neue Kirche in Groß-Dombrowka, mit deren Bau vor zwei Jahren begonnen worden ist, wurde am 11. Juni durch Kardinal Kopp konsekriert.

Am 16. Juni wurde das mit einem Kostenaufwande von 500000 Mark neu errichtete Kreisinvalidenhaus des Kreises Beuthen in Rokittnitz eingeweiht. Ursprünglich war die Anstalt als Siedenhaus gedacht, in welchem erwerbsunfähig gewordene Personen beiderlei Geschlechts, denen es an Familienanhang fehlt und die wegen körperlicher Gebrechlichkeit in fremden

Familien nicht in angemessener Weise unterzubringen sind, für ihren Lebensabend in Pflege und Unterkunft zu nehmen sind, entweder auf eigene Kosten oder auf Kosten der Armenverbände; teilweise sollten auch Mittel des Kreises in Anspruch genommen werden. Nunmehr ist die Anstalt auch der oberschlesischen Knappschaft zur Verfügung gestellt zur Unterbringung von Wiedergenesenen, ebenso der Montanindustrie, die darin verdiente Beamte oder Arbeiter zur Erholung unterbringen will. Die Anstalt kann 100 Personen aufnehmen.

Ein kultureller Faktor von höchster Bedeutung für Oberschlesien ist die Einrichtung der oberschlesischen Volksbibliotheken. Der Verband oberschlesischer Volksbibliotheken umfaßt bereits 70 Volksbibliotheken und 64 Stationen von Kreiswanderbibliotheken. Da die Städte und größeren Orte zumeist Volksbibliotheken besitzen, so stehen die Kreiswanderbibliotheken im Vordergrund des Interesses als bestes Mittel zur Versorgung der ländlichen Bezirke. Die Wanderbibliotheken sind derart eingerichtet, daß mehrere Orte von annähernd gleicher Größe und gleichartigen Interessen zu einem Unterverbande zusammengeschlossen werden; die einzelnen Teile des Unterverbandes werden Stationen genannt, sie erhalten eine der verschieden zusammengesetzten Teilbibliotheken. Diese gehen nun im Kreise herum; jährlich wird einmal gewechselt, so daß bis zur Vollendung des Kreislaufs immer frischer Lesestoff vorhanden ist. Staats- und Kreisbehörden fördern die Einrichtung von Kreiswanderbibliotheken eifrig, so daß in wenigen Jahren wohl in jedem Dorfe der schon vorhandenen Schulbibliothek noch eine kleine, gewählte Volksbibliothek ergänzend zur Seite stehen wird. Die Volksbibliotheken werden fleißig benutzt; im Jahre 1903 gelangten 600 000 Bände zur Ausgabe; es wird also mit dieser Einrichtung einem tatsächlichen Bedürfnis abgeholfen. Der Verband der oberschlesischen Volksbibliotheken ist erst im Herbst v. J. gegründet worden; eine seiner ersten Aufgaben ist die Sorge für richtige Bücherauswahl. Die Vervollkommnung der Anstalten lassen sich die tüchtigen und arbeitsfreudigen Bibliothekare in den einzelnen Ortschaften sehr angelegen sein. Der Siegeslauf der oberschlesischen Volksbibliotheken ist durch nichts mehr aufzuhalten.

Am 25. und 26. Juni fand in Schwientochlowitz das 16. oberschlesische Sängerbundesfest statt. Dort kamen die Sänger des oberschlesischen Bundes zusammen zur Pflege des deutschen Liedes, zu edlem Wettstreit und zur Pflege des Nationalsinnes. Es war ein schönes Fest, das jedem Teilnehmer noch lange in bester Erinnerung bleiben wird. Der oberschlesische Sängerbund besteht bereits über 25 Jahre, ihm gehören 54 Vereine mit rund 1400 Sängern an. Den geschäftsführenden Vorstand bilden Markscheider Bragator als Vorsitzender, Lehrer Müller als

Schriftführer und Spediteur Remus als Kassensführer; Bundesliedermeister ist seit dem Bestehen des Bundes der Chorrektor Schiwy, sämtlich aus Beuthen.

Seit einigen Jahren gewinnt eine Bewegung, welche die Alkoholbekämpfung in Oberschlesien zum Zwecke hat, immer mehr an Umfang. Es hat sich ein oberschlesischer Bezirksverein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke gebildet, der im Interesse des Volkswohls den Alkohol energisch und mit Erfolg bekämpft. Am 12. Juni hielt dieser Verein in der Turnhalle der Oberrealschule in Beuthen eine allgemeine Versammlung ab, in welcher zunächst der Vorsitzende, Generaldirektor Justizrat Dr. Stephan, die Ziele des Vereins darlegte; dann hielt Pastor Gerike-Beuthen einen zur Bekämpfung des Alkoholmißbrauchs anspornenden Vortrag, ebenso Pfarrer Kapitz-Tichau; vom Standpunkte der Ärzte sprach Dr. Stein-Beuthen über den Alkoholmißbrauch und seine schlimmen Folgen auf den menschlichen Organismus, wobei er den Vortrag durch Lichtbilder effektivvoll unterstützte.

Eine dankenswerte Institution Oberschlesiens ist der Heilstättenverein für Lungenkranke im Regierungsbezirk Oppeln. Der Vorstand dieses Vereins hielt am 19. Juni in der Heilanstalt zu Loslau eine Sitzung ab, an der Geheimer Regierungs- und Medizinalrat Dr. Roth-Potsdam, Geheimer Medizinalrat Dr. Ostmann-Rybnik, Geheimer Medizinalrat Dr. Hufschmidt-Rauden und Medizinalrat Dr. Tracinski-Zabrze teilnahmen. Eine Neueinrichtung der Heilstätte ist die Kinderabteilung zur Aufnahme tuberkulöser Kinder. Die Schlesische Aktiengesellschaft für Bergbau und Zinkhüttenbetrieb in Lipine hat dem Vereine wie alljährlich eine Beihilfe von 2000 Mark gewährt. Die Anstalt enthält 115 Betten, die Anschaffung von zunächst 5 weiteren Betten wurde beschlossen. Der Etat für 1904 mit 157 330 Mark in Einnahme und Ausgabe wurde genehmigt. Zu der Sitzung war auch die Damengruppe des Heilstättenvereins eingeladen und durch Frau Direktor Haase-Rybnik, Frau Bürgermeister Pohlmann-Kattowitz, Frau Apothekenbesitzer Koepsch-Myslowitz, Frau Amtsrichter Kessler-Loslau und Frau Dr. Schrader-Loslau vertreten; die Vorsitzende der Damengruppe, Frau von Knappstädt-Rybnik mußte infolge Krankheit der Sitzung fernbleiben. Über die Tätigkeit der Damengruppe berichtete Frau Direktor Haase, die besonders darauf hinwies, daß die Zweigvereine des Vaterländischen Frauenvereins dieser Wirksamkeit mehr als bisher Interesse zuwenden möchten durch Überweisung von Beiträgen oder durch unmittelbare Fürsorge von Fall zu Fall. — Eine nicht minder segensreiche Anstalt der Fürsorge ist die Taubstummenanstalt in Ratibor, deren

Direktor Schulrat Schwarz kürzlich das 50jährige Amtsjubiläum gefeiert hat. Nachdem vom Bergverwaltungsrat des Vereins für den Unterricht und die Erziehung Taubstummer aus dem Regierungsbezirk Oppeln herausgegebenen Rechenschaftsbericht für 1903/1904 befanden sich am 1. April 1903 in der Anstalt 277 Zöglinge und Schüler, von denen nach beendeter Ausbildung 37 aus der Anstalt schieden; Ende März 1904 hatte dieselbe 285 Zöglinge und Schüler, nämlich 279 Zöglinge (150 Knaben, 129 Mädchen) und 6 Schüler (2 Knaben und 4 Mädchen). Die Einnahmen betrugen 186 881,19 Mark, die Ausgaben 183 906,91 Mark, der Bestand 2974,28 Mark, das Vermögen des Vereins betrug 177 324,28 Mark. An der Anstalt sind 27 Lehrer und 2 Handarbeitslehrerinnen beschäftigt.

Auf kommunalem Gebiet hat sich manches Bemerkenswerte ereignet. Am 1. Juni fand die feierliche Einführung des Ersten Bürgermeisters Dr. Neugebauer in Oppeln statt. Seit einiger Zeit besteht die Absicht, die Gemeinden Alt- und Klein-Zabrze sowie Dorotheendorf zu einer Stadt Groß-Zabrze zu verschmelzen; zur Förderung der Verschmelzungsfrage traf am 23. Juni eine aus Vertretern der Oppelner Regierung und der Ministerien für Handel, der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten und des Innern bestehende Kommission ein, u. a. Regierungspräsident Holz und Geheimer Oberregierungsrat Dr. von Falkenhayn-Berlin. Landrat Dr. von Ziller empfing und begrüßte die Herren auf dem Bahnhofe und geleitete sie zum Kreisständehause; nach einer kurzen Konferenz unternahmen die Herren eine Rundfahrt durch Zabrze. In der Stadt Ober-Glogau haben sich die kommunalen Verhältnisse dadurch vergrößert, daß die Landgemeinden Hinterdorf, Weingasse und Schloß Ober-Glogau der Stadtgemeinde einverleibt worden sind. Die Gemeinden und Gutsbezirke Ober- und Mittel-Lagiewnik haben sich zum Zwecke der Wasserversorgung zu einem genossenschaftlichen Verbande zusammengetan; die projektierte Leitung soll 12000 Mark kosten. Ein Veteran im städtischen Ehrendienst war der im Alter von 83 Jahren verstorbene Stadthalteste Rentner Fuchs in Katscher, der volle 45 Jahre dem Magistratskollegium angehört hat. Am 25. Juni wurde die 14. allgemeine Jahresversammlung des oberschlesischen Städtetages in der Aula des städtischen Gymnasiums in Myslowitz abgehalten, welcher als Vertreter der Regierung Regierungspräsident Holz und Oberregierungsrat Jürgensen-Oppeln und als Vertreter des Oberpräsidenten Regierungsrat von Grimm-Breslau, sowie zahlreiche Vertreter der Myslowitzer Behörden beiwohnten. Nachdem der Vorsitzende Oberbürgermeister Warbrunn-Reiße die Versammlung mit

einem dreifachen Hoch auf den Kaiser eröffnet hatte, sang der Gymnasialchor unter Leitung des Gymnasiallehrers Borkert das deutsche Lied von Kalliwoda. Dem Städtetage gehören 43 Städte an; die Städte Bauerwitz, Altberun und Friedland stehen ihm immer noch fern. Der Vorsitzende erstattete den Jahresbericht in umfassender Weise. Erster Bürgermeister Stolle-Königshütte besprach den Entwurf zu einem Wohnungsgesetz, dessen Annahme nach der Auffassung des Redners den Städten und deren Bewohnern zum Segen gereichen werde. Regierungspräsident Holz und Erster Bürgermeister Menzel-Gleiwitz sprachen zu dieser Materie gleichfalls recht eingehend. Dann berichtete Bürgermeister Dr. Heuser-Mysłowitz über die polizeiliche Verfolgung von Übertretungen. Nach einem von der Stadt Mysłowitz gegebenen opulenten Frühstück hielt Schlachthausdirektor Jaekel-Mysłowitz einen instruktiven Vortrag über die Mitwirkung der Schlachthoftierärzte bei Ausführung des Viehseuchengesetzes und über Gebühren bei Nachuntersuchung eingeführten fleisches. Über Städteentwässerung sprach Regierungs- und Stadtbaumeister Koch-Mysłowitz. Der nächste Städtetag wird in Neisse stattfinden. Um 6 $\frac{1}{2}$ Uhr begann das gemeinsame Essen in Mühle's Hotel, woran 100 Herren teilnahmen; das Mahl war durch eine Anzahl ausgezeichnete Trinksprüche gewürzt. Am folgenden Tage unternahmen 70 Teilnehmer des oberschlesischen Städtetages einen Ausflug nach Bielitz-Biala, wo sie am Bahnhofe vom Vizebürgermeister Gutwinski, der in seiner Ansprache die Pflege des Deutschtums und der guten Nachbarschaft als einigendes Band hervorhob, empfangen und begrüßt wurden. Bei der gemeinsamen Tafel begrüßte Bürgermeister Steffan die Kollegen vom oberschlesischen Städtetage aufs herzlichste. Nach dem Essen ging es in den Wald, über die Moritzruhe, den Rasenplan und den Hedwigsbrunnen nach der Steffansruhe, zuletzt nach Bielitz zurück, wo die Teilnehmer in der Schießstättenanlage den Rest der Zeit bis zur Abfahrt des Zuges in gehobener Stimmung verbrachten.

Von einem schweren Brandunglück wurde am 9. Juni die Gemeinde Solarnia bei Ratiborhammer betroffen; im Verlauf von einer halben Stunde wurden 10 Wohngebäude mit den Wirtschaftsgebäuden völlig vernichtet. Die betroffenen Familien retteten nichts als das nackte Leben. Die Gebäude waren außergewöhnlich niedrig versichert, mit 300—400 Mark, das Mobilar war überhaupt nicht versichert. Solarnia ist wohl die ärmste Gemeinde im Kreise Ratibor; es sind durchweg arme Waldarbeiter, die ihre geringe Habe durch das Feuer verloren haben. So mußte denn an die öffentliche Mildtätigkeit appelliert werden; der Aufruf war und ist von den besten Erfolgen begleitet.

Der Sport mit seinen vielseitigen Arten findet auch in Oberschlesien eine rechte Pflegestätte. Am 19. Juni gaben sich die Sportfreise Oberschlesiens ein Stelldichein auf der Gleiwitzer Radrennbahn; das Ereignis des Tages galt dem großen Preise von Oberschlesien, der die begeisterten Freunde des Radsports selbst aus den entferntesten Teilen Oberschlesiens herangelockt hatte. Die Stätte des Kampfes war von einem vieltausendköpfigen Publikum umringt. Das Rennen ging glatt von statten, ein bemerkenswerter Zwischenfall kam nicht vor. — Das 54. ober-schlesi-sche Schützenbundesfest fand am 26. Juni in Ober-Glogau statt, wohin die Gilden aus ganz Oberschlesien ihre Vertreter entsendeten. In dem Festzuge marschierten die Königshütter Gilde mit dem Bundeskönig, Schlossermeister S o n s a l l a, die Gilden Tarnowitz, Ujest, Nicolai, Rybnik, Cosel, Krappitz, Neustadt, Leobschütz, Ratibor, Groß-Strehlitz, Beuthen, Tost, Leschnitz, Sohrau, Ziegenhals, Oppeln, Zabrze, Kattowitz, Glewitz und die Festgilde Ober-Glogau. Bürgermeister Freyhube begrüßte die Gilden Oberschlesiens, Bundespräsident Bohringenieur W o d a f - Beuthen O.-S. dankte für den Empfang. Im Schießhause entspann sich nun der Wettkampf der ober-schlesi-schen Schützen, das Bundesschießen währte drei Tage. Die Bewohnerschaft nahm lebhaften Anteil an dem Feste; es war ein Volksfest in des Wortes bester Bedeutung, welches alt und jung, arm und reich von Ober-Glogau in seinem Banne hielt. „Üb' Aug' und Hand fürs Vaterland!“ Dieser Wahlspruch wird von den Schützen Oberschlesiens stets beherzigt. — Eine sehr gelungene Veranstaltung war das zweite Volksspielfest in Königshütte am 12. Juni. Der Königshütter Magistrat ist ein Förderer von volkstümlichen Festlichkeiten, die Lehrerschaft trat eifrig für die Sache ein, die Vorstände der größeren Vereine interessierten sich ebenfalls dafür, so daß das Fest gut vorbereitet wurde und sein Gelingen von vornherein gesichert war. Der Festzug war in folgender Reihenfolge formiert: Kriegerverein, Ober- und Untersekunda des Gymnasiums, Ober- und Unterprima der Realschule, eine große Zahl der Schule entwachsener Jungfrauen und Jünglinge, Männergesangverein, katholischer Jünglingsverein, Männerturnverein, evangelischer Männer- und Jünglingsverein, kaufmännischer Verein, Turnverein „Jahn“, katholischer Gesellenverein, Marine- und Landwehrverein. Auf dem Redenberge trug der Männergesangverein unter Leitung des Lehrers S c h a f f r a t h „Deutschlands junger Aar“ von Abt vor. Die Festrede hielt der Leiter der Königshütter Spielvereinigung, Lehrer Ernst K r a u s e. Die Spiele kamen selbstverständlich in den Vordergrund des Tages; es gelangten zur Durchführung: Spiele und Reigen der Mädchen, Faustballspiele, Reigen, Schleuderball, Tamburinball; die Turnvereine und Gymnastiken spielten volkstümliche Turn- und Bewegungsspiele. Die

Spielenden bewiesen Eust und Liebe zur Sache, und das Publikum hatte große Freude an der Sache; an dem feste herrschte überall zwanglose Gemütlichkeit. Das Ziel der Volksspielvereine ist die Pflege deutschen Sinnes und deutscher Kultur.

Unter den Ereignissen innerhalb der Gesellschaft Oberschlesiens sind folgende hervorzuheben: Daß Kardinal Kopp unserem heimatlichen Gau einen Besuch abgestattet hat, wurde bereits bei dem Bericht über die Einweihung der neuen Kirche in Groß-Dombrowka hervorgehoben. Schon vorher hatte der Kardinal auch andere Ortschaften mit seiner Anwesenheit beehrt. Am 6. Juni traf er in Naklo ein; von den Türmen des Gräflisch Händel von Donnersmarkt'schen Schlosses, von der schönen, landschaftlich und architektonisch sehr vorteilhaft hervortretenden Kirche und von den Häusern wehten Fahnen, ganz Naklo hatte Festschmuck angelegt. In einem Wagen des Grafen Eazy Händel von Donnersmarkt traf der Kardinal in Naklo ein und wurde an der größten und schönsten Ehrenpforte, wo der Kriegerverein und die Schulen zu beiden Seiten des Weges Spalier gebildet hatten, von der Geistlichkeit der Umgegend mit dem Ortpfarrer Marks an der Spitze empfangen und begrüßt. Im Gotteshause, wohin der Kardinal in feierlichem Zuge geleitet wurde, erteilte er den bischöflichen Segen. Am nächsten Tage fand Gottesdienst und Firmung statt. Nachmittags folgte der Kardinal einer Einladung des Grafen Händel von Donnersmarkt zur Tafel und setzte seine Fahrt gegen Abend zu Wagen nach Radzionkau fort. Auch hier bildeten Kriegerverein und Schulen Spalier; gegen 40 schmutze Reiter waren dem Kardinal entgegengeritten und geleiteten den Wagen, in welchem Se. Eminenz fuhr. Abends brachte der Radzionkauer katholische Lehrerverein dem Kardinal vor dem Pfarrhause ein Ständchen durch den Vortrag zweier Lieder; Hauptlehrer Walter hielt eine Ansprache an den Kirchenfürsten. Dieser dankte sichtlich erfreut und erteilte der Lehrerschaft den bischöflichen Segen. Auch der Gesangsverein sang vor der Pfarrei ein Lied, wobei die Grubenkapelle begleitete; schließlich sang auch das polnisch sprechende Volk ein geistliches Lied mit Musikkbegleitung. Tags darauf war die Firmung. Überall wurde der Kirchenfürst in Oberschlesien aufs würdigste begrüßt. — Freude ereignisse sind von Schloß Falkenberg, Schloß Kuchelna und Schloß Baranowiz zu melden. Komtesse Elisabeth von Praschma, dritte Tochter des Grafen Friedrich von Praschma auf Schloß Falkenberg hat sich mit dem Freiherrn von Aretin in Bayern verlobt. Fürst von Eichnowski auf Kuchelna verlobte sich in München mit Komtesse Mechtilde von und zu Arco-Zinnenberg; die Braut des Fürsten ist als Tochter des Grafen Maximilian

von und zu Arco-Zinnenberg und seiner Gemahlin Olga geb. frein von Werther auf Schloß Schönberg in Bayern im Jahre 1879 geboren. Zum Besuch des Fürsten von Eichnowski traf der Minister des Innern Freiherr von Hammerstein in Kuchelna ein. Dem Minister zu Ehren fand ein größeres Diner statt, zu dem u. a. geladen waren: Regierungspräsident Holz, Landschaftsdirektor Geheimrat Gerlach-Ratibor, Geheimer Kommerzienrat Doms-Ratibor, Major von Wrochem-Czerwenkütz, Regierungsrat von Selchow, Rittmeister Franz Doms, Rittmeister Band, Rittmeister von Dittrich, Rechtsanwalt Skalek, Generaldirektor Dr. Eder. — Auf Schloß Baranowitz bei Sohrau O.-S. fand am 6. Juni die Vermählungsfeier der Baronesse Frieda von Durant mit dem Leutnant im Königs-Malanen-Regiment, Rittergutsbesitzer Freiherrn Harry von Durant auf Wolfsheim bei Bunzlau statt. An der Feierlichkeit nahmen u. a. teil: der Vater der Braut, Baron von Durant auf Baranowitz, die Mutter der Braut, Baronin von Durant auf Langendorf, Graf von der Recke-Volmerstein, Graf und Gräfin Strachwitz, Graf Ballestrem mit Gemahlin, Herzoglicher Braunschweiger Kammerherr Baron von Stromberg. Die kirchliche Trauung vollzog Pastor Langner in der evangelischen Kirche zu Sohrau. Am 17. Juni folgten die Landräte des oberschlesischen Industriebezirks, welche in Beuthen O.-S. unter dem Vorsitz des Regierungspräsidenten Holz eine Konferenz hatten, einer Einladung des Fürsten Henckel von Donnersmarck zu einem Mahle nach Neudeck. Am nächsten Tage besichtigten die Konferenzteilnehmer das Kreiskrankenhaus in Scharley, verschiedene Handarbeitschulen und andere Wohlfahrtseinrichtungen der dortigen Gegend. Regierungsrat Löffel wurde zum Oberregierungsrat ernannt und von Oppeln nach Coblenz als Dirigent der Kirchen- und Schulabteilung versetzt. Regierungsrat Schallehn wurde von Liegnitz nach Oppeln versetzt. Oberkaplan Smykalla-Rybnik wurde zum Pfarrer von Ratibor-Hammer gewählt und in sein Amt feierlich eingeführt. In die Reihen der oberschlesischen Geistlichkeit hat der Tod eine schmerzliche Lücke gerissen. Erzpriester Hermann Fuchs, Pfarrer von Kreuzdorf im Kreise Pless, starb im 70. Lebensjahre; an seinem Todestage war gerade das Ablassfest in Kreuzdorf; vormittags las Erzpriester Fuchs noch die hl. Messe, nachmittags fühlte er sich unwohl, und abends erlag er einem Schlaganfalle, nachdem er schon längere Zeit an einer Herzkrankheit gelitten hatte.

Zum Schlusse sei noch eine Auszeichnung erwähnt, welche der im Dienste der Frau Dr. Pauke in Patschkau stehenden Köchin

Christine Paul für 40 jährige, treue, in einer familie zurückgelegte Dienste zu teil geworden ist. Die Kaiserin verlieh der Jubilarin das goldene Kreuz nebst Diplom. Anlässlich des Jubiläums wurde eine Familienfeier veranstaltet, bei welcher Bürgermeister Dr. H a h n der treuen Dienerin das Zeichen Allerhöchster Huld überreichte. Die Ausgezeichnete dankte hochbeglückt und feuchten Auges für die unerwartete Ehrung.

Chronik.

1. Juni. Erster Bürgermeister Dr. Neugebauer in Oppeln wird in sein Amt feierlich eingeführt.
9. Juni. Die Gemeinde Solarnia bei Ratiborhammer wird von einem schweren Brandunglück betroffen. 10 Wohnhäuser wurden samt den Wirtschaftsgebäuden vernichtet.
11. Juni. Die neue Kirche in Groß-Dombrowka, mit deren Bau vor 2 Jahren begonnen worden ist, wird durch Kardinal Kopp konsekriert.
12. Juni. Königshütte veranstaltet unter reger Beteiligung seitens der Vereine und der erwachsenen Schuljugend das zweite Volksspielfest.
16. Juni. Das mit einem Kostenaufwande von 500 000 Mark errichtete Kreisinvalidenhans des Kreises Beuthen in Rokittnitz wird feierlich eingeweiht und seiner Bestimmung übergeben.
17. Juni. Die Landräte des oberschlesischen Industriebezirks halten in Beuthen unter dem Vorsitz des Regierungspräsidenten Holz eine Konferenz.
25. Juni. Die 14. allgemeine Jahresversammlung des oberschlesischen Städtetages wird in Myslowitz im Beisein des Regierungspräsidenten Holz abgehalten; 70 Teilnehmer des oberschlesischen Städtetages machen am 26. Juni einen Ausflug nach Bielitz-Biala.
25. u. 26. Juni. Das 16. oberschlesische Sängerbundesfest wird in Schwientochlowitz abgehalten.
26. Juni. Das 54. oberschlesische Schützenbundesfest findet in Ober-Glogau statt.
-

Inseraten-Anhang der Zeitschrift „Oberschlesien“:

3. Jahrg. X Insertions-Gebühren: 50 Pfg. für die 60 mm breite Nonpareille-Zeile
oder deren Raum. Bei Wiederholungen entsprechender Rabatt. — X Heft 4.
Beilagen nach besonderem Übereinkommen.

Ta. Mineralschmieröle Ta. Putzöle Ta. consistentes Maschinenfett

eigener
Fabrikation

empfehlen und steht mit bemusterter Offerte gern zu Diensten

Mineralölraffinerie Idaweiche

G. m. b. H.

Idaweiche O.-S.

Verlag von Gebrüder Böhme, Kattowitz.

In obigem Verlage erschien:

Heimatluft und Jugendglück.

Gedichte

von

Paul Drechsler.

Preis eleg. gebd. mit Goldschnitt Mk. 2,50.

Der Verfasser, welcher in weiten Kreisen als Erforscher schlesischen Volkstums rühmlich bekannt ist, hat es verstanden, in seinen Dichtungen Töne anzuschlagen, die jedem Schlesier vertraut klingen werden und geeignet sein dürften, ihm Bilder des eigenen Jugendglückes und unserer Heimat in leuchtenden Farben vor die Augen zu führen.

Rheinweinkellerei versendet in Fässer und
Gläsern von 50 Pfg. an
pro Liter und Flasche
(unter
Garantie) **Mainz, Feldbergstr. 9, L. Hill.**

Für den jetzt vollständig vor-
liegenden II. Jahrgang unserer
Zeitschrift „Oberschlesien“ haben
wir wiederum eine elegante

Original-

Einbanddecke

anfertigen lassen, die den Abon-
nenten zum Preise von **M. 1.25**
— einschließlich Porto **M. 1.35** —
zur Verfügung steht. Zu dem
I. Jahrgang ist die Einbanddecke
ebenfalls vorrätig und zu gleichem
Preise erhältlich.

Zu beziehen durch jede Buch-
handlung, event. direkt durch die
Verlagsbuchhandlung von

Gebrüder Böhme

Kattowitz O.-S.

